



„So mächtig, wie manche behaupten, sind wir nicht“

Für die CGFP sei das Tripartite-Abkommen ein Zeichen der Solidarität mit Geringverdienern und Betrieben, erklärt ihr Präsident Romain Wolff im Interview

Trop peu trop tard

Face à l'épidémie de variole du singe, la réaction de la Santé fut tardive et timide

Ancien Régime

Seit mehr als vier Jahrzehnten prägt Pierre Dillenburg die polit-adlige Szene als selbsternannter Chef-Ästhet. Doch wer ist der ehemalige Generalsekretär der Abgeordnetenversammlung?

Au-then-tique !

Les cuisines de l'Italie se sont diffusées partout dans le monde, au gré des vagues migratoires des Italiens. Les recettes des trattorias obéissent à des codes précis, dont les origines ne sont pas toujours claires

Poltern mit Plan

Was die CSV zur Klima- und Energiepolitik von sich gibt, wirkt zunehmend chaotisch. Aber das sieht nur so aus

Foto: Reproduktion von Twitter, Sven Becker

←

Laurent Mosar

11.7K Tweets

br.de

Follow

ARD-DeutschlandTrend: Atomkraft, ja bitte?!

Im ARD-DeutschlandTrend sprechen sich die meisten Bundesbürger dafür aus, Atomenergie über das Jahresende hinweg zu nutzen. Auch ...

313

162

802

Laurent Mosar

@LaurentMosar · Aug 4

...

Nur mit einem intelligenten Energiemix von Erneuerbaren, Wasserstoff, Atomstrom und dann in Zukunft vielleicht Kernfusion werden wir die Energiewende stemmen.

4

3

23

Laurent Mosar

@LaurentMosar · Aug 4

...

Manchmal frag ich mich ob es den Grünen nicht viel mehr um ihr eigenes Selbstwertgefühl als um die Energiesicherheit geht.

6

6

46

Laurent Mosar

@LaurentMosar · Aug 4

...

Wer den Klimawandel bekämpfen will, kann nicht auf Atomstrom verzichten aber auf die deutschen Grünen schon.

2

2

22

Laurent Mosar

@LaurentMosar · Aug 3

...

Die FDP regiert momentan so grottenschlecht dass es besser wäre, sie würde nicht regieren.

1

1

15

Promoted Tweet

Diana Pieper

@_dianapieper_ · Aug 3

...

Junge Menschen sind viel pragmatischer und weniger ideologisch im Gegensatz zu den Grünen.

1

1

7

Diana Pieper

@_dianapieper_ · Aug 3

...

Junge Menschen stehen der #Atomkraft als Brückentechnologie offener gegenüber – vor allem mit Blick auf den #Klimaschutz. Was sind ihre Argumente? @welt
welt.de/politik/deutsc...

1

1

7

Laurent Mosar

@LaurentMosar · Aug 3

...

Warum nur "könnte"?

WELT

@welt · Aug 3

Kanzler Scholz: AKW-Weiterbetrieb könnte "Sinn machen"
to.welt.de/RPhGOJd

NS

SIEMENS energy

SIEMENS energy

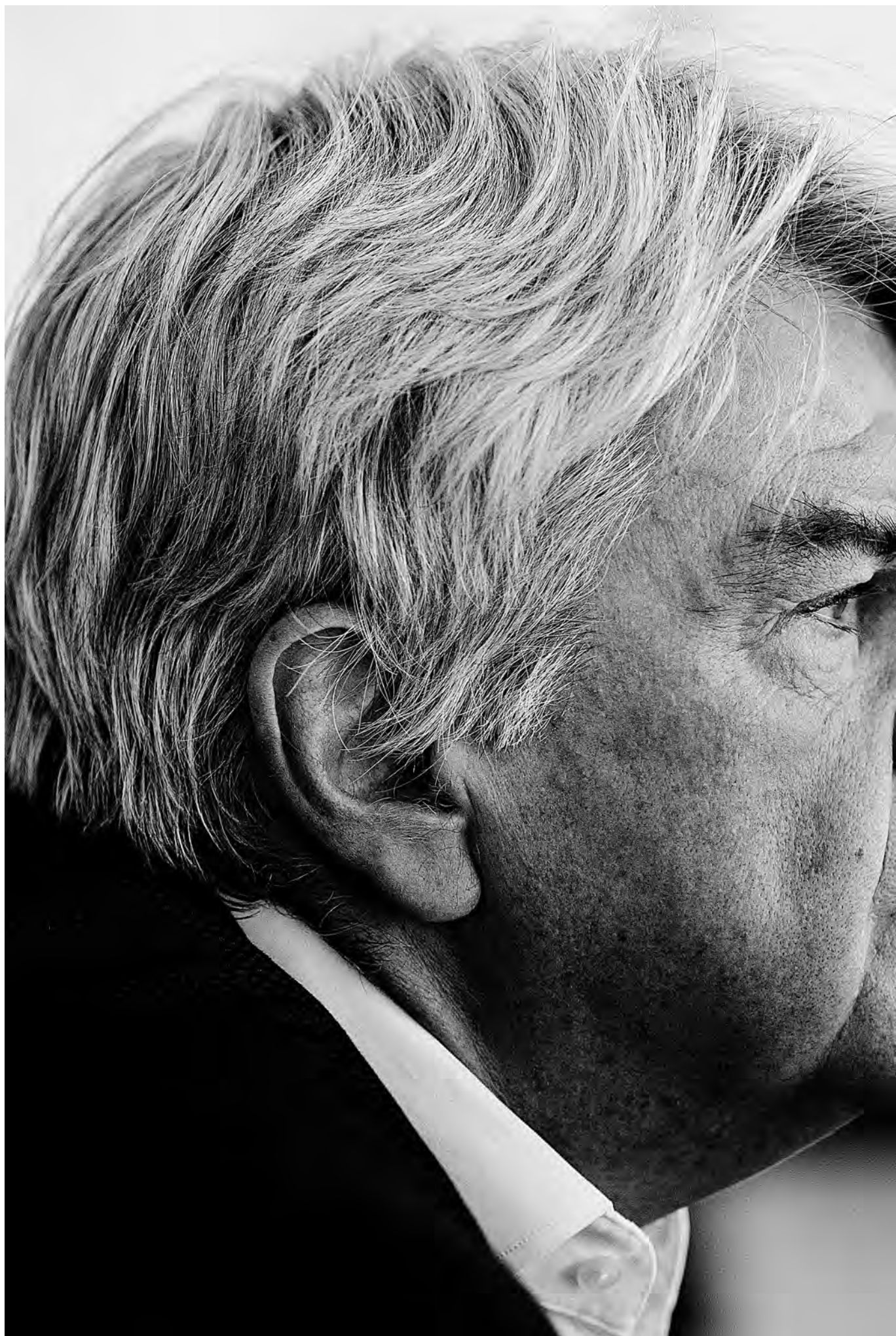
land

Unabhängige Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft und Kultur

#32

69. Jahrgang
12.08.2022

5,00 €



„So mächtig, wie manche behaupten, sind wir nicht“

Interview: Luc Laboulle

Für die CGFP ist das Tripartite-Abkommen ein Zeichen der Solidarität mit Geringverdienern und Betrieben. Im Interview erklärt ihr Präsident Romain Wolff ebenfalls, wieso Staatsbedienstete die drei Verwaltungssprachen beherrschen sollten und wie der öffentliche Dienst für Frauen attraktiver werden kann

d'Land: Herr Wolff, waren Sie bei der Tripartite Ende März naiv, als Regierung und Statec Ihnen erzählten, die Inflation werde in diesem Jahr bei vier bis fünf und im kommenden Jahr bei einem bis zwei Prozent liegen, und die UEL sich darüber beklagte, wie schlecht es den Betrieben gehe?

Romain Wolff: Es war eine andere Zeit. Vielleicht kam die Tripartite etwas zu früh, denn die Zahlen, die uns vorgelegt wurden, haben schon kurz danach nicht mehr der Realität entsprochen. Wenn die Verhandlungen etwas später geführt worden wären, hätten die Auswirkungen des Krieges in der Ukraine mit einberechnet werden können. Wir sind damals davon ausgegangen, dass die Vorschläge des Statec stimmen: Dass 2023 gar keine Indextranche fällt und die nächste erst Mitte 2024 kommt. Wir stehen weiterhin zur Tripartite-Vereinbarung, weil unsere Gremien uns den Auftrag gegeben hatten, etwas für Menschen mit niedrigem Einkommen zu tun und den Index-Mechanismus zu erhalten. Diesen Auftrag haben wir erfüllt.

Außenminister Jean Asselborn hatte schon Anfang März im Radio 100,7 gewarnt, unter dem Präsidenten Wladimir Putin werde eine Lösung des Ukraine-Konflikts nicht möglich sein. Er ging demnach nicht davon aus, dass der Krieg schnell vorbei sein werde.

Es wäre zu einfach zu sagen, die Vereinbarung gelte jetzt nicht mehr für uns. Persönlich habe ich auch geglaubt, der Krieg werde schneller vorbei sein. Wir reden zurzeit viel über Energiepreise, wohlwissend, dass diese Preise schon vor Kriegsbeginn massiv gestiegen sind. Andererseits herrscht in der Ukraine noch Krieg und viele Menschen sterben, während wir hier über die Kosten diskutieren. Das sollte man nicht vergessen.

„Die Beschäftigten müssen anscheinend mit Kürzungen leben, die Betriebe jedoch nicht“

Waren die Gewerkschaften schlecht vorbereitet?

Am Ende der Verhandlungen wären wir vielleicht gut beraten gewesen, uns etwas mehr Zeit zu nehmen, um eine Entscheidung zu treffen. Doch auf einmal musste es ganz schnell gehen, es war kurz vor Ferienbeginn und die Regierung hat auf einen Abschluss gedrängt. Ich stelle aber auch heute noch fest, dass den Forderungen, die das Patronat am Anfang gestellt hatte, nicht Rechnung getragen wurde, sodass es sich für uns um eine Solidaritätsvereinbarung handelt. Solche Abkommen mit Indexverschiebungen und Kompensationsmaßnahmen dürfen jedoch nicht zur Regel werden. Bei der nächsten

Tripartite darf jedenfalls nicht nur über den Index geredet werden.

Die CGFP hat die Verschiebung der Indextranche akzeptiert, genau wie den Energiesteuerkredit, der sie kompensiert. Der Steuerkredit kommt vor allem schwachen Haushalten zugute, also nicht unbedingt den Menschen, die Ihre Gewerkschaft vertritt.

Der CGFP-Nationalvorstand hat sich ganz klar dafür ausgesprochen, dass Menschen mit niedrigem Einkommen überkompensiert werden sollen. Damit haben unsere Delegierten ein unmissverständliches Zeichen der Solidarität gesetzt, obwohl es nicht sie sind, die großartig davon profitieren.

Wie steht die CGFP zum Tankrabbatt, der vor den Sommerferien bis Ende August verlängert wurde?

Wir haben keine konkrete Meinung dazu geäußert. Auch den Tankrabbatt kann man wahrscheinlich nicht ewig verlängern. Fakt ist, dass multinationale Energiekonzerne derzeit den Ukraine-Krieg nutzen, um rekordverdächtige Gewinne zu erzielen. Hier muss sich die Politik die Frage stellen, wie lange sie diesem Treiben noch tatenlos zusehen will. Es wird interessant sein, zu sehen, wie die Energiepreise sich weiter entwickeln werden. Zurzeit herrscht große Unsicherheit darüber, was im Herbst wirklich passieren wird, viele Faktoren sind unbekannt. Niemand weiß, ob Russland noch Gas liefern wird. Auch die Pandemie ist noch nicht vorbei. Deshalb muss die nächste Tripartite sehr gut vorbereitet werden.

Laut den neuesten Statec-Prognosen wird die Inflation in den nächsten Monaten hoch bleiben, die nächste Index-Tranche könnte schon im Herbst fallen. Das Tripartite-Abkommen sieht für diesen Fall eine neue

Dreierunde vor. Was erwarten Sie sich von diesem Treffen, das schon im Oktober stattfinden könnte?

Vor der Tripartite wird der CGFP-Nationalvorstand noch einmal zusammenkommen, um unsere Positionen auszuarbeiten. Wir wollen diesmal nicht nur über den Index reden. Luxemburg hat so viele andere Probleme, wie zum Beispiel die Wohnungsnot. Wirtschaftsminister Franz Fayot hat kürzlich in einem Interview gemeint, die Tripartite sei kein Ersatz für das Parlament. Das stimmt natürlich, aber es wäre trotzdem ratsam, dass die Regierung die Einwände der Sozialpartner ernst nehmen und sich etwas Zeit lassen würde, anstatt die Tripartite wieder im Hauruckverfahren durchzusetzen.

Franz Fayots Aussage hat sich nicht nur auf die Wohnungsnot, sondern auch auf die Steuerpolitik bezogen. Sie haben vergangene Woche im RTL Radio erneut die Anpassung der Steuertabelle an die Inflation gefordert. Finanzministerin Yuriko Backes hatte das aber bereits bei der Steuerdebatte im Parlament ausgeschlossen, weil es zu teuer sei.

Wenn bei der letzten Tripartite die Steuertabelle an die Inflation angepasst worden wäre, hätte das den Menschen wirklich geholfen. Deshalb bleiben wir bei dieser Forderung. Eine sozial selektive Politik macht man nicht über den Index, sondern über Steuerpolitik. Deshalb fordern wir schon länger zusätzliche Einkommensklassen in der Mitte der Tabelle, um die kalte Progression abzumildern und die Mittelschicht zu entlasten. Denn jedesmal wenn eine Indextranche fällt, werden viele Beschäftigte in eine höhere Einkommensklasse eingestuft und zahlen dadurch mehr Steuern. Dass der Staat in diesem Jahr so viele zusätzliche Steuereinnahmen hatte, liegt auch daran, dass die Tabelle seit 2009 nicht mehr bereinigt wurde. Natürlich ist es richtig, den

unteren Einkommensschichten zu helfen, aber es wäre genauso wichtig, die zu entlasten, deren Löhne nur leicht darüber liegen. Die scheinen aber vergessen zu werden, und das darf nicht sein.

Es ist eher unwahrscheinlich, dass die Inflationsbereinigung der Steuertabelle noch vor den Wahlen vorgenommen wird. Reden wir lieber wieder über den Index. Die Verschiebung mehrerer Tranchen führt zu Akkumulation. Wenn die Betriebe sie in einem bestimmten Moment zusammen ausbezahlen müssten, würde sie das viel Geld kosten. Gleiches gilt für Staat und Gemeinden, die immerhin die größten Arbeitgeber sind.

Ich gehe davon aus, dass das einigen Betrieben leichter fallen würde als anderen. Im Gegenzug kann man aber auch fragen, ob es den Menschen zuzumuten ist, dass ihre Löhne jetzt eventuell mehrere Jahre nicht mehr automatisch an den Kaufkraftverlust angepasst werden. Die Beschäftigten müssen anscheinend mit Kürzungen leben, die Betriebe jedoch nicht. Es wäre jetzt an der Zeit, nach angemessenen Lösungen zu suchen. Eine davon wäre, die Indextranchen normal auszubezahlen. Wenn die Regierung darüber hinaus noch einkommensschwachen Haushalten helfen will, soll sie das gerne tun.

Vermutlich wäre es am einfachsten, eine oder zwei Tranchen einfach zu streichen...

Das kommt für uns nicht in Frage.

Die CGFP könnte den Ausfall der Tranchen ja über das Gehälterabkommen im öffentlichen Dienst kompensieren, das neu ausgehandelt werden soll.

Das möchte ich nicht miteinander vermischt sehen. Es stimmt, dass das Gehälterabkommen Ende dieses



Romain Wolff ist seit 2016 Präsident der Staatsbeamten-gewerkschaft CGFP



Sam Beck

Jahres ausläuft. Unsere Forderungen werden wir erst in den nächsten Sitzungen des Nationalvorstands ausarbeiten. Ich möchte aber darauf hinweisen, dass wir schon während der Finanzkrise und in der Corona-Pandemie auf Gehaltsforderungen verzichtet haben und auch bei der letzten Tripartite solidarisch waren, als wir das Abkommen mitgetragen haben. Das alles wird unsere Diskussionen im Komitee sicherlich beeinflussen.

Alle ihre Mitglieder haben einen Kollektivvertrag, vermutlich den besten, den es in Luxemburg gibt. Sind Sie gegenüber den anderen Gewerkschaften in einer Luxusposition?

Für die anderen Gewerkschaften ist die Situation natürlich etwas anders als für uns, doch von einer Luxusposition würde ich nicht reden. Öffentlich Bedienstete haben vor allem auch Pflichten zu erfüllen. In den großen gesellschaftlichen Fragen haben die drei national repräsentativen Gewerkschaften stets versucht, kollektive Standpunkte zu entwickeln, und ich gehe davon aus, dass wir auch bei der nächsten Tripartite wieder geschlossen auftreten und gemeinsame Forderungen stellen werden.

In den vergangenen Jahren schienen die Gewerkschaften tatsächlich etwas näher zusammengerückt zu sein. Hat sich durch die unterschiedlichen Positionen bei der letzten Tripartite daran etwas geändert?

Wir alle vertreten die Interessen der Beschäftigten. Obwohl wir die Tripartite im März mit unterschiedlichen Standpunkten verlassen haben, sehe ich keine Zersplitterung der Gewerkschaftsbewegung. Ich würde es begrüßen, wenn wir uns im Vorfeld der nächsten Dreierrunde treffen würden, um eine gemeinsame Richtung zu finden.

Das Patronat beschwert sich seit Jahren, der Staat stelle eine unlautere Konkurrenz zur Privatwirtschaft dar, weil er vor allem Berufsanfängern höhere Gehälter zahlt und bessere Arbeitsbedingungen bietet. Ist diese Kritik Ihrer Ansicht nach berechtigt?

Ich kann nicht nachvollziehen, wie hohe Patronatsvertreter in Zeiten wie diesen, in denen von allen Seiten nach Solidarität gerufen wird, von unlauterem Wettbewerb reden und die Wiedereinführung der 80-80-90-Regelung (niedrigere Einstiegsgehälter; Anm.d.Red.) beim Staat verlangen können. Überhaupt nicht verstehen kann ich ihre Forderung an die Regierung, der Staat dürfe niemanden mehr einstellen. Angesichts der demographischen Entwicklung macht das doch keinen Sinn. Wir haben Solidarität mit den Betrieben gezeigt, als wir das Tripartite-Abkommen mitgetragen haben. Doch kaum ist es unterzeichnet, folgt schon wieder ein Angriff des Patronats. Das finde ich schlimm.

Viele Betriebe klagen über Fachkräftemangel, doch auch der Staat sucht nach „Talenten“. 2019 lag der Anteil der beim Staat Beschäftigten an

den Gesamtbeschäftigten bei lediglich zwölf bis 13 Prozent. In den vergangenen Jahren wurde zwar überdurchschnittlich viel rekrutiert, doch im OECD-Vergleich liegt Luxemburg an sechstletzter Stelle. Hat der Staat genug Mitarbeiter, um leistungsfähig zu sein?

Die CGFP hat nie massive Einstellungen gefordert, aber der Staat braucht verlässliche Mitarbeiter, die im Dienst der Allgemeinheit stehen. Es ist nicht immer leicht, welche zu finden. Manche Menschen denken, jeder in Luxemburg würde im öffentlichen Dienst arbeiten. Das ist jedoch nicht der Fall. Während der Pandemie hat sich gezeigt, wie wichtig ein leistungsfähiger Staat ist. In einem solchen Umfeld lässt es sich besser leben und arbeiten. Deshalb sollen wir weiterhin dafür sorgen, dass der öffentliche Dienst gut funktioniert, im Interesse von allen, sowohl der Demokratie als auch der Betriebe.

Von den über 50 000 Beschäftigten bei Staat und Gemeinden haben die allermeisten die luxemburgische Nationalität. Rechnet man das auf die Zahl der Gesamtbeschäftigten hoch, dürften fast 40 Prozent der Luxemburger im öffentlichen Dienst tätig sein. Zwar wurden viele Bereiche theoretisch für EU-Bürger geöffnet, doch in der Praxis betreiben Staat und Gemeinden noch eine sehr protektionistische Einstellungspolitik. Muss der Bademeister im Schwimmbad des Campus Geesseknäppchen wirklich alle drei Verwaltungssprachen beherrschen?

Ich bin der Meinung, dass man die drei Sprachen beherrschen sollte. In Verwaltungen ist man immer froh, wenn man seine Sprache sprechen kann. Heute wird sogar noch Englisch verlangt, so dass man eigentlich vier Sprachen beherrschen muss.

Der Frauenanteil im öffentlichen Dienst liegt in Luxemburg mit rund 40 Prozent weit unter OECD-Durchschnitt. Nur in der Türkei arbeiten noch weniger Frauen beim Staat. Nicht viel besser sieht es für Frauen in staatlichen Führungspositionen aus. Muss die CGFP in diesem Bereich aktiver werden?

Ich glaube nicht, dass wir viel Einfluss darauf nehmen können. Wir verhandeln mit dem Minister für den öffentlichen Dienst, Marc Hansen, über eine bessere Regelung zur Heimarbeit, das könnte schon helfen. Im Enregistrement, der Verwaltung, in der ich vor 20 Jahren gearbeitet habe, war das Verhältnis zwischen Frauen und Männern ausgeglichen. In anderen Bereichen ist der Frauenanteil höher. Ich weiß nicht, wo diese Zahlen herkommen.

Aus einer OECD-Studie von 2021. Dort wird auch bemängelt, dass der Luxemburger Staat nicht proaktiv genug rekrutiert und bei der Einstellung nicht auf Diversität achtet.

Im Bildungsbereich und im Sozialen arbeiten sehr viele Frauen, in anderen Bereichen sind es weniger.

Ich glaube aber, dass wir auf dem richtigen Weg sind, um Parität herzustellen.

Auch bei der CGFP geht es nicht sehr paritätisch zu. Unter den 19 Mitgliedern im Exekutivkomitee sind nur vier Frauen, im Exekutivbüro sitzt nur eine Frau. Ist Gewerkschaftsarbeit eher etwas für Männer?

Gewerkschaftsarbeit ist für Männer und Frauen. In der CGFP waren lange Zeit tatsächlich nur Männer in der Exekutive. Jetzt haben wir eine Frau dabei und ich gehe davon aus, dass es in Zukunft noch mehr werden. Es wäre auf jeden Fall wünschenswert.

Es ist kein Geheimnis, dass bei Staat und Gemeinden Einstellungen oft politisch motiviert sind oder persönliche Beziehungen eine Rolle spielen. Finden Sie dieses Postengeschacher aus gewerkschaftlicher Sicht in Ordnung?

Früher hieß es, man müsse sich beim Examen ganz vorne platzieren, damit man sich seine Stelle aussuchen könne. Als ich in den Achtzigerjahren beim Staat eingestellt wurde, damals noch in der Expéditionnaire-Laufbahn, hatte ich das Vergnügen, im Examens-Klassament ganz vorne zu sein. Damals wurde mir aber mitgeteilt, dass die neun ersten Posten schon vergeben seien und für mich nur noch eine Stelle bei der Post, beim Enregistrement oder in der Steuerverwaltung frei sei. Viele Stellen in den Ministerien waren schon vor dem Examen reserviert. Ich bin natürlich der Meinung, dass das Auswahlverfahren und die Postenzuteilung gerecht ablaufen sollten und die Kompetentesten bevorzugt werden sollten. Das scheint mir eindeutig. In meiner Verwaltung hat es jedenfalls keine Bevorzugung gegeben. Wir konnten politisch unabhängig arbeiten, ich kann mich nicht daran erinnern, dass ein Minister jemals eingeschritten wäre, um uns zu bevormunden. Ich gehe davon aus, dass das heute nicht anders ist.

„Ich glaube, dass wir auf dem richtigen Weg sind, um Parität herzustellen“

Bei hohen Beamten ist es noch komplizierter. Weil sie quasi unkündbar sind, werden sie nach einem Regierungswechsel kaltgestellt; wenn sie nicht freiwillig gehen, beziehen sie ihr hohes Gehalt einfach weiter. Ist das nicht eine Verschwendung von Talenten und Geld?

Meiner Meinung nach dürfte da kein Unterschied gemacht werden. Wenn man Mitarbeiter hat, die gute Arbeit leisten und über viel Erfahrung verfügen,

müsste man sie behalten, anstatt sie durch andere zu ersetzen. Wir brauchen Kontinuität im öffentlichen Dienst. Mir gefällt das jedenfalls nicht, wohlwissend, dass es immer wieder vorkommt.

Die CGFP ist mit ihren offiziell 33 000 Mitgliedern die kleinste der drei national repräsentativen Gewerkschaften. Trotzdem ist ihre Verhandlungsbasis am stärksten, weil fast alle der über 50 000 Beamten und Angestellten, die sie repräsentieren, wählen dürfen. Sind Sie dadurch mächtiger als der OGBL, obwohl der mehr als doppelt so viele Mitglieder zählt?

Es ist jedenfalls ausgeschlossen, dass wir jemals die größte Gewerkschaft werden. Wir bleiben die Vertretung für den öffentlichen Dienst und planen nicht, unsere Tätigkeit auf den Privatsektor auszuweiten. Es stimmt, dass viele unserer Mitglieder gleichzeitig Wähler sind, aber man sollte das nicht überschätzen. So mächtig, wie manche behaupten, sind wir nicht. Im Interesse unserer Mitglieder müssen wir darauf achten, mit den politischen Entscheidungsträgern klarzukommen, um mit ihnen Gespräche und Verhandlungen führen zu können. Das ist nicht immer evident. Jede Gewerkschaft versucht, mit den Mitteln, die ihr zur Verfügung stehen, für ihre Mitglieder einzutreten.

Trotzdem können Sie wahrscheinlich mehr als andere Gewerkschaften das Wahlverhalten beeinflussen. Sprechen Sie diesmal Empfehlungen aus?

Wir stellen traditionell Fragen an die Parteien, die sogenannten Wahlprüfsteine. Das werden wir auch im nächsten Jahr wieder tun. Wahlempfehlungen werden wir nie aussprechen. Die Menschen sind fähig, selbst zu entscheiden, wen sie wählen können und wen nicht. Persönlich muss ich Ihnen sagen: Wenn ich heute wählen müsste, wüsste ich nicht, für wen. ●

Staatsbeamtengewerkschafter

Romain Wolff (61) kam 1982 zum Staat. Er begann seine Laufbahn in der Administration de l'enregistrement, des domaines et de la TVA, wo er später im Service Anti-fraude tätig war. Bei der CGFP engagierte er sich im Vorstand der ihr angegliederten Association Générale des Cadres, die die Interessen der Redakteure vertritt. 2002 wurde er zum zweiten Vizepräsidenten der CGFP gewählt. Nur drei Jahre später stieg Wolff zum Generalsekretär auf und ersetzte den „ewigen“ Jos Daleiden, der dieses Amt seit der Gründung der CGFP im Jahr 1967 ausfüllte. Gleich nach seiner Ernennung musste er sich mit dem sogenannten Fontagné-Bericht auseinandersetzen, in dem eine Änderung des Systems der automatischen

Lohnanpassung und eine weitere Öffnung des öffentlichen Diensts für Nicht-Luxemburger gefordert wurde. Die CGFP wusste beides zu verhindern. 2015 beim Referendum sprach sie sich gegen das Wahlrecht für Nicht-Luxemburger aus. Unter Präsident Emil Haag repräsentierte Wolff jahrelang als Generalsekretär die CGFP in der Öffentlichkeit. Daran sollte sich auch nichts ändern, als er 2016 Haags Nachfolge antrat. Dem neuen Generalsekretär Steve Heiliger gelang es bislang nicht, aus Wolffs Schatten herauszutreten. Bereits 2015 hat Romain Wolff den Vorsitz der Staatsbeamtenkammer übernommen. Seit 2012 ist er auch Vorsitzender der Confédération européenne des syndicats indépendants.

LEITARTIKEL

Spart Wasser

Peter Feist

Wie heiß und trocken der Sommer bisher war, zeigt das European Drought Observatory auf seiner Webseite: Fast zwei Drittel der EU sind von Trockenheit bedroht. Auf 47 Prozent ihres Territoriums wurden Warnungen ausgerufen, auf 17 Prozent „roter Alarm“ wegen Wassermangel. Da das dem Stand vom 21. Juli entspricht, könnte die Lage sich seither verschlimmert haben. Etwa in Frankreich, wo vorige Woche Beschränkungen für die Wassernutzung erlassen wurden. In über 100 Gemeinden steht kein Trinkwasser mehr zur Verfügung, die Versorgung erfolgt per Tanklaster.

Wasser zu sparen, scheint deshalb dringend nötig. Auch in Luxemburg – wenn nicht kurzfristig, die *phase de vigilance* wurde am 4. August aufgehoben, dann strategisch. Doch das ist nicht so einfach. Wollte man es konsequent tun, müssten Trinkwasserversorgung und Abwasserbehandlung reorganisiert werden. Noch sind sie kommunale Missionen. Entweder erledigen die Gemeinden das selber, oder ein Zweckverband (Syndikat), in dem sie Mitglied sind. Das Beste wäre, es entweder dem Staat zu übertragen oder jeweils einem einzigen Trinkwasser- und Abwassersyndikat.

Denn zum Beispiel ist unbekannt, wieviel Wasser durch Lecks in Leitungen und Behältern verlorengeht. In letzter Zeit führte das Wasserwirtschaftsamt im Umweltministerium nur einmal – 2017 – eine Erhebung durch. Sie ergab, dass in rund der Hälfte der Gemeinden die Verluste unter zehn Prozent lagen, was gut ist. In 35 Gemeinden gingen zehn bis zwanzig Prozent verloren, was Anlass zu gewisser Sorge bot. In 23 Gemeinden waren die Verluste höher. Warum, ließ sich nicht sagen, es war nicht dokumentiert worden. Kann sein, die Trinkwasserleitungen wurden intensiv gespült oder lokale Feuerwehren hatten viel Wasser entnommen; beides konnte nicht als normaler Verbrauch gelten. Oder die Infrastruktur war marode, weil lange nicht in sie investiert wurde, und leckte.

Solche Unklarheiten sind natürlich unerfreulich. Das Wasserwirtschaftsamt geht davon aus, dass die Verluste gesunken sind, kann es jedoch nicht belegen. Ändern soll sich das erst 2025, wenn eine Änderung am Wassergesetz die erste jährliche Leckverluste-Berichterstattung vorschreiben würde. Sie soll Teil eines „Risikomanagements“ der Wasserversorger sein; was Verschmutzungen angeht, aber auch Versorgungsrisiken. Die Idee dazu stammt allerdings nicht aus Luxemburg, sondern steht in einer EU-Richtlinie, die umgesetzt werden muss. Der dazu im April von der Regierung in der Abgeordnetenkammer deponierte Gesetzentwurf orakelt, das Risikomanagement könne kleine Gemeinden überfordern. Weshalb ihnen nahegelegt werden soll, sich mit einer oder zwei anderen regional zusammenzutun, falls sie sich keinem Syndikat anschließen wollen. In Anbetracht von Hitzewellen und längerfristig drohenden Trinkwassernöten möchte man die Hände überm Kopf zusammenschlagen.

Ein weiterer Grund, die Wasser-Zuständigkeiten zu reorganisieren, wäre dieser: Die Änderung am Wassergesetz will auch dafür sorgen, dass Endverbraucher/innen über ihre Wasserentnahme regelmäßig informiert werden. Keine schlechte Idee, doch längst nicht alle haben einen eigenen Zähler. Einfamilienhausbesitzer haben einen, doch dass in Apartmentgebäuden jede Wohnung einen hat, ist in manchen Gemeinden der Fall, in anderen nicht. In manchen wurden bestehende Apartments mit individuellen Zählern nachgerüstet. In wieder anderen wird selbst in Neubauten nur ein Zähler für alle eingebaut und später teilt die *Copropriété* die Gesamtkosten auf.

Das ist auf keinen Fall das System der Zukunft, falls über den Preis zum Sparen angeregt werden soll. Es verhindert auch so etwas wie eine „soziale“ Wasserpreistaffelung. Doch eine Reorganisation der Wasser-Zuständigkeiten wäre ein großes Vorhaben. Eine zentralstaatliche Wasserwirtschaft könnte eine Riesenverwaltung erfordern; das größte Abwassersyndikat Siden allein hat mehr Mitarbeiter als das Wasserwirtschaftsamt. Einheitssyndikate für Trink- und Abwasser wiederum wären ernüchternd für die lokale Politik: Schöffensratsmitglieder nehmen gern in Syndikatsvorständen Platz und *Jetongen* entgegen. Parteileitungen entsenden treue Parteisoldaten in die Vorstände. Um mit dieser Tradition zu brechen, dürften ein paar noch heißere Sommer als der von 2022 nötig sein.

DROGENPOLITIK

Situation paradoxale

Der Collège médical befasste sich im Juli mit dem Gesetzentwurf von Justizministerin Sam Tanson (Grüne), der es jedem Haushalt erlauben soll, vier Cannabispflanzen zuhause anzubauen, und veröffentlichte dazu vor zwei Wochen ein Gutachten. Darin sorgt sich das Ärztekollegium unter anderem um das Klima: Weil nicht jeder Haushalt über einen Garten oder einen Balkon verfüge, könnten die von der Regierung geplanten Bestimmungen den Anbau in Gewächshäusern im Innern von Häusern und Wohnungen fördern. Ein rezenter Bericht des Büros der Vereinten Nationen für Drogen- und Verbrechensbekämpfung habe jedoch gezeigt, dass der CO₂-Ausstoß beim Indoor-Anbau 16 bis 100 Mal höher sei als beim Outdoor-Anbau, schreibt der Collège médical und will gleichzeitig wissen, welche Bestimmungen für Wohngemeinschaften gelten, in denen in einem Haushalt mehrere Erwachsene zusammenwohnen, die nicht miteinander verwandt sind.

Obwohl die Ärzte den neuen Ansatz, nur noch den Anbau, nicht aber den Verkauf von Cannabis gesetzlich zu erlauben, insgesamt begrüßen, bereiten ihnen insbesondere Sorten mit hohem THC-Gehalt Kopferbrechen. Das Vorhaben der Regierung von vor drei Jahren, Cannabis zu rekreativen Zwecken zu erlauben (Foto: Sven Becker), hatte dem Collège médical nämlich gar nicht gefallen. Obschon noch kein Gesetzentwurf vorlag, verfasste sein Vorstand im Januar 2019 einen Brief an den damaligen Gesundheitsminister Etienne Schneider (LSAP) und warnte vor den negativen Folgen von regelmäßigem Cannabiskonsum. Der könne Lernschwierigkeiten verursachen und die Bewegungskoordination beeinträchtigen, das Urteilsvermögen mindern sowie Paranoia und Psychosen auslösen. Abhängigkeit, Schulversagen, Intelligenzverlust, Unzufriedenheit und chronische Bronchitis seien mögliche Folgen von Langzeitkonsum. Nicht zuletzt könne Cannabis ein Einstieg in „härtere“ Drogen sein.

Positive Auswirkungen sah der Collège médical vor allem beim medizinischen Gebrauch von THC, der seit 2019 unter ärztlicher Aufsicht erlaubt ist. Nicht ganz unschuldig ist demnach sein Hinweis auf die „situation paradoxale“, die durch eine Legalisierung von Cannabis entstehen würde: Einerseits sei Cannabis für den medizinischen Gebrauch verschreibungspflichtig und streng reglementiert, andererseits könne die breite Masse es sich ohne Rezept besorgen. Nicht ganz unschuldig ist auch, dass der Collège médical den Brief von 2019 an Etienne Schneider dem aktuellen Gutachten noch einmal beigelegt hat. ||

U M W E L T

Niedrigwasser

Wegen Hitzewellen und dem ausbleibenden Regen könnten Dürre und Trockenheit in diesem Jahr Rekordwerte erreichen, teilte das Wasserwirtschaftsamt am Mittwoch mit. Flüsse und Bäche führten kaum noch Wasser; um irreversible Schäden zu vermeiden und das Überleben der Mikroorganismen nicht zu gefährden, sei es verboten, Oberflächenwasser zu entnehmen, das Angeln solle auf ein Minimum reduziert werden. Betroffen sind insbesondere die Our und die Obersauer im Ösling, was vor allem an der Geologie in dieser Region liegt. Die dort typischen Gesteine wie Schiefer, Quarzsandsteine und Quarzite zeichnen sich durch „eine sehr geringe Wasserdurchlässigkeit“ aus. In Regionen mit „starken grundwasserführenden Gesteinsschichten“, wie dem Luxemburger Sandstein, würden die Gewässer hingegen auch in Trockenperioden „durch einen kontinuierlichen Basisabfluss aus dem Grundwasser“ gespeist, was zu einer „natürlichen Aufhöhung des Abflusses in Trockenperioden“ führe, heißt es im Wasserbewirtschaftungsplan, den das Wasserwirtschaftsamt zur Umsetzung der EU-Wasserrahmenrichtlinie in regelmäßigen Abständen veröffentlichen muss. Auch wenn das Niedrigwasser in diesem Jahr extrem ist, trat das Phänomen in den vergangenen 20 Jahren schon häufiger auf. Bereits 2003, 2011 und 2018 wurden wegen anhaltender Trockenheit in Luxemburg „ausgeprägte Niedrigwasserereignisse“ beobachtet. Ausschlaggebend für Niedrigwasser sind längere Trockenperioden, die in diesem Jahr besonders ausgeprägt sind. Wegen des Klimawandels könnten diese in Zukunft noch häufiger auftreten. Damit sich der Zustand der Flüsse verbessere, müsse es mindestens zwei Wochen hintereinander regnen, schreibt das Wasserwirtschaftsamt in

seiner Mitteilung vom Mittwoch. Eine Regenperiode ist zurzeit nicht in Sicht. ||

G E S U N D H E I T

Planwirtschaft

Sechs Mal in zehn Minuten durfte AMMD-Präsident Alain Schmit am Mittwoch im *RTL Radio* das Adjektiv „planwirtschaftlich“ einstreuen, um die Gesundheitspolitik der blau-rot-grünen Regierung zu beschreiben. Die Vereinigung freiberuflicher Ärzte und Zahnärzte plädiert schon seit längerem für „dezentrale Strukturen“, die von kommerziellen Arztgesellschaften geführt werden. Das aktuelle krankenhauszentrierte System, an dem Gesundheitsministerin Paulette Lenert (LSAP) festhalten will, führe zu Zuständen „wéi an England mam NHS“, wo Patient/innen manchmal jahrelang auf einen Termin beim Facharzt warten müssten, warnte Schmit. Hinsichtlich des Fachärztemangels behauptete der AMMD-Präsident, „néng vun zéng Zänndokteren huele keng nei Patiente méi un“. Die Situation in diesem Bereich muss sich innerhalb weniger Monate dramatisch verschlechtern haben, denn an Ostern meinte Schmit noch in einem *Wort-Interview*: „Es wäre besser, die Zahl der Zahnärzte zu begrenzen und dafür die Leistungen für den Patienten zu verbessern. ||

M E D I E N

Viefältig

Im neuen Medienpluralismus-Monitor des Europäischen Universitätsinstitutes (EUI) landet Luxemburg auf Platz zwölf. Ausgewertet wurde die Medienlandschaft in der EU sowie in den Kandidatenländern Albanien, Montenegro, Serbien, in der Republik Nord-Mazedonien und der Türkei. Dabei lag der Forschungsfokus auf dem

fundamentalen Schutz der Meinungsfreiheit und -vielfalt; auf der Pluralität der Medien sowie auf der politischen Unabhängigkeit und der sozialen Inklusion. Den ersten Platz belegt Deutschland, den letzten die Türkei. Luxemburg habe gut abgeschnitten, doch es gebe Verbesserungsbedarf, sagte der Forscher und Mitautor des Berichtes Raphaël Kies dem *Radio 100,7*, vor allem, was die Medienkonzentration und die Repräsentation von Frauen auf den entscheidenden Posten der Medienhäuser angehe. Positiv im Sinne des Medienpluralismus zu bewerten sei die reformierte Pressehilfe. sp

W A H L K A M P F

#JDL

Die Jonk Demokraten JDL haben am Montag ihr mit vielen Hashtags versehene Wahlprogramm für die Gemeindewahlen vorgestellt. Die Jungliberalen setzen dabei den Fokus auf die Themen Wohnungsbau, Klima, Umwelt und Mobilität und warten mit teils innovativen Lösungsvorschlägen auf, die den Vorstellungen ihrer Mutterpartei schon einen Schritt voraus sind. Zur Bekämpfung der Wohnungsnot setzen sie ganz unliberal auf kollektive und öffentliche Besitzformen wie Kooperativen und kommunale Wohnungsbaugesellschaften, im Klima- und Umweltbereich fordern sie eine stärkere Wiederverwertung von Baumaterialien, Gemeinschaftsgärten und mehr öffentliche Wasserspender. An die Gemeinden – die DP ist sowohl in der Stadt Luxemburg als auch in Esch/Alzette im Schöffensrat – erfolgt der Aufruf, das Radfahren stärker zu fördern und die Radwege konsequent auszubauen. Weitere Kapitel widmen sich der Chancengleichheit und der kulturellen Vielfalt, der Digitalisierung sowie Sport, Freizeit und Kultur. Ein Kapitel über die Bekämpfung von Armut und sozialen Ungleichheiten sucht man im Wahlprogramm der JDL jedoch vergeblich. ||

T I E R S C H U T Z

Caudophagie

15 Jahre bevor Luxemburg sich gesetzlich dazu verpflichtete, die Würde von Tieren zu schützen, hatte es bereits 2003 eine EU-Richtlinie umgesetzt, die bei Zuchtschweinen das routinemäßige Kupieren der Schwänze verbietet, weil es das Tierwohl erheblich beeinträchtigt. Ausnahmen sind nur gestattet, wenn die Schweine sich gegenseitig in den Schwanz beißen und dabei Verletzungen entstehen (Caudophagie). Die EU-Kommission habe beanstandet, dass Luxemburg nicht konform zu dieser Regelung sei, schrieb die Grünen-Abgeordnete Chantal Gary in einer parlamentarischen Anfrage an Landwirtschaftsminister Claude Haagen (LSAP) und wollte wissen, wieviele Kontrollen in den vergangenen Jahren durchgeführt und wieviele Verstöße dabei festgestellt wurden. Keine, antwortet Haagen. Kontrollen seien nur schwer durchzuführen, weil nicht nachgewiesen werden könne, ob die Schwänze routinemäßig abgeschnitten wurden oder weil Caudophagie vorlag. Als Hauptursache für Caudophagie gelten schlechte Haltungsbedingungen (Stallklima, Belegdichte, Gruppengröße, Ernährung). ||

Blog

Poltern mit Plan

Peter Feist

Was die CSV zur Klima- und Energiepolitik von sich gibt, wirkt zunehmend chaotisch. Aber das sieht nur so aus



Auf dem Parteikongress am 11. Juni: Gilles Roth, Martine Hansen, Serge Wilmes, Vincent Reding, Léon Gloden

Der CSV-Abgeordnete Laurent Mosar zählt zu jenen Politikern, die die Nachrichtenlage im Sommerloch durch *Twitter*-Meldungen zu bereichern versuchen. Manche sind eher privat, wie sein Trauerbekenntnis zum Ableben von Olivia Newton-John diesen Dienstag. Die anderen drehen sich vor allem um Klima und Energie. Und auf den ersten Blick scheinen sie gar nicht für ein Luxemburger Publikum geschrieben, sondern für ein deutsches. Denn seit gut einem Monat regt Mosar sich vor allem über die deutschen Grünen auf: Im Gegensatz zu den belgischen und den finnischen hätten sie noch nicht begriffen, dass die derzeitige Energiekrise den Weiterbetrieb von Atomkraftwerken erfordere.

Ob der zum Energieexperten gewordene Geschäftsanwalt dabei nur die aktuelle Krise im Blick hat, ist nicht so klar. Am 4. August prophezeite er: „Nur mit einem intelligenten Energiemix von Erneuerbaren, Wasserstoff, Atomstrom und dann in Zukunft vielleicht Kernfusion werden wir die Energiewende stemmen.“ Der Nachfrage eines *Twitter*-Nutzers: „Sie fordern also ein Kernkraftwerk in Luxemburg?“, entgegnete er, man müsse alle seine Tweets „aufmerksam“ lesen. Dann „hätten Sie mitbekommen, dass ich Atomkraft als wichtige Übergangstechnologie ansehe und dafür eintrete, dass bestehende AKW weiterlaufen sollen“. Da Luxemburg keines hat, „stellt sich also bei uns die Frage nicht“. Wer Mosars Tweets aufmerksam liest, kann sich allerdings auch fragen, ob er den Klimawandel und dessen Folgen für wirklich problematisch hält: „Darf man sich eigentlich heute noch über das schöne Wetter freuen?“, wollte er am 23. Juli vom Cyberspace wissen. Und am 6. August: „Darf man überhaupt noch sagen, dass der Sommer bis jetzt eigentlich ganz angenehm war?“ Dass ihm darauf auch Reaktionen entgegenschlagen, die als Beleidigung strafwürdig sein könnten, nimmt der Jurist hin.

Man könnte das als mediale *faits divers* abtun, wäre es nicht bezeichnend für die klima- und energiepolitischen Positionen der CSV und dafür, wie die Partei sie unter die Leute bringt. „Pragmatisch“ und „nicht ideologisch“ sei ihre Politik, sagen die, welche sie an vorderster Front öffentlich vertreten: das Fraktionschef-Tandem Martine Hansen und Gilles Roth, der Abgeordnete Paul Galles und dann und wann auch Parteipräsident Claude Wiseler. Laurent Mosar ist als umweltpolitisches Sprachrohr eher neu, aber immerhin der wirtschaftspolitische Sprecher der Fraktion.

Pragmatisch, auf Machbarkeit hin orientiert, hatte man die acht Seiten lange Resolution zu Wachstum, Klimaschutz und Wohnungsbau, die am 9. November 2019 ein außerordentlicher Kongress in Rodange bei nur einer Enthaltung annahm, nicht unbedingt verstehen können. Steht in dem für die Partei noch heute gültigen Grundsatzdokument doch beispielsweise, dass Klimaneutralität als Staatsziel in der Verfassung verankert gehöre. Oder dass die Luxemburger CO₂-Emissionen „umgehend radikal verringert“ und „mittelfristig weitgehend auf Null gebracht“ werden müssten. Politisch bemerkenswert war auch die Idee, „besonders emissionsstarke Autos“ höher

„Pragmatisch“ geht es der CSV nicht darum, das Klima zu retten, sondern 2023 endlich wieder in die Regierung zu kommen

zu steuern. Und dass ein „CO₂-Preis“ auf fossile Energieträger vonnöten sei.

Wer bevorzugt diese Punkte zur Kenntnis nahm, konnte meinen, die ein Jahr zuvor zum zweiten Mal in die Opposition verwiesene Volkspartei wolle als umweltpolitisches Korrektiv gegenüber einer Mehrheit agieren, der die Grünen angehören. Ein halbes Jahr vorher, am 16. Mai 2019, hatte Gilles Roth in einer Aktuellen Stunde im Parlament der Regierung seit 2013 „sechs Jahre verfehlte Klimapolitik unter den Grünen“ bescheinigt: Luxemburg sei dabei, sein EU-Klimaziel für 2020 zu verfehlen und im EU-Vergleich Schlusslicht bei den erneuerbaren Energien. Vor allem jedoch attackierte Roth damals die Grünen mit einer bis dahin kaum dagewesenen Aggressivität. Das Wort stellte am Tag danach fest, offenbar habe die CSV die Grünen zum „Lieblingsgegner“ auserkoren, und man müsse sich fragen, ob beide Parteien eines Tages miteinander eine Regierung bilden könnten. So, wie es im Wahlkampf 2018 gar nicht abwegig schien.

Im Mai 2019 hatte Gilles Roth einer „nationalen CO₂-Steuer“ noch eine Absage erteilt: Die CSV sei „klar dagegen“, rief er ins Kammerplenum. Als sie in ihrer November-Resolution einem „CO₂-Preis“ zustimmte, schien sie es sich anders überlegt zu haben. Doch wer die Resolution genau las, stellte fest, dass der CSV eine Steuer „besonders auf solchen“ fossilen Brennstoffen vorschwebte, „auf denen heute weder in Luxemburg noch sonst in der EU Akzisen anfallen“. Sofern es politisch opportun wäre, hätte damit lediglich eine Steuer auf Flugzeug-Kerosin gemeint sein können. Nicht aber auf Diesel, Benzin, Gas und Heizöl.

Eben das fällt an der CSV seit gut drei Jahren auf: Zu Klima und Energie argumentiert sie an der Oberfläche und leistet sich Widersprüche. Dass sie Klimaschutz und Energie-Transition politisch nicht vernachlässigen darf, ist ihr klar; das haben die Zugewinne der Grünen bei den letzten Wahlen gelehrt. Pragmatisch ist die Klimapolitik der Regierung in Wirklichkeit auch, etwas anderes wäre von einer DP-LSAP-Grüne-Koalition nicht zu erwarten. Um sich zumindest ein wenig von dieser zu unterscheiden, muss die CSV noch markt- und technikgläubiger argumentieren. Deshalb legte Martine Hansen im Oktober verganenen Jahres in der Debatte zur Lage der Nation lang und breit dar, dass Wissenschaftler des deutschen Fraunhofer Instituts einer

Delegation der Partei erzählt hätten, man müsse „technologieoffen“ bleiben. Nicht nur aus grünem Strom produzierten Wasserstoff wollen, sondern auch „türkisen“, aus Erdgas gewonnenen. Und man dürfe die Kernfusion nicht außer Acht lassen. Vom grünen Vizepremier François Bausch daraufhin ins Kreuzverhör genommen, bellte Hansen am Ende genervt: „Wir sind gegen den Atomstrom. Und ich meine, viel klarer kann ich das nicht sagen. So!“

Ganz wahr ist das heute nicht mehr. Siehe Laurent Mosars Tweets oder Claude Wiselers Bekenntnis im Parlament kurz nach dem russischen Einmarsch in der Ukraine, nun dürfe man Atomstrom „pragmatisch“ nicht mehr ausschließen; Deutschland sei bald soweit. Dass die CSV Ende Juni ihre Mitgliedschaft im Aktionskomitee gegen Atomkraft suspendierte, ist, so gesehen, konsequent. Doch hinter all dem Chaos zu vermuten, ist wahrscheinlich falsch.

Sicher ist, dass die CSV-Fraktion in ihren Reihen keinen Energieexperten mehr hat wie Marcel Oberweis und keinen Öko-Pionier wie Marco Schank. Um kohärente Konzepte mit persönlicher Erfahrung und Expertise vertreten zu können, ist einfach niemand da. Doch das ist gar nicht schlimm, wenn das strategische Ziel der Volkspartei nicht darin besteht, durch „radikale“ Politik das Klima zu retten, sondern 2023 endlich wieder in die Regierung zu kommen. Dann bietet die derzeitige Krise sich vortrefflich an, um zu erzählen, „bis in die Mittelschicht“ reiche die Armut wegen der hohen Energiepreise mittlerweile, wie Gilles Roth das mehrfach vor den Sommerferien tat, und um das Enddatum der 7,5 Cent Tankrabatt einen Tanz aufzuführen wie um das Goldene Kalb. Wenn Roth am 28. Juni der ADR recht gab, dass die Luxemburger Spritakzisen „dauerhaft“ unter denen der Nachbarländer bleiben müssten, um der Staatskasse die Einnahmen aus dem Tanktourismus zu erhalten, lässt auch das sich als „pragmatisch“ verkaufen. Dass er im Mai 2019 gezürnt hatte, trotz Grünen in der Regierung habe der Tanktourismus zugenommen, wissen nur die Wenigsten.

Dennoch herrscht Methode innerhalb der Fraktion. Es wird viel diskutiert über Klima und Energie. Die Rollen sind vergeben an Martine Hansen und Gilles Roth als Wadenbeißer und Protagonisten einer Politik *fir déi kleng Leit*, die seinerzeit Frank Engel der CSV als Leitlinie verordnet hatte. Für die tatsächlich Klimabewegten spielt der Theologe Paul Galles die Rolle des Parteigrünen, der die Aktienbeteiligungen des Rentenfonds an Petrol- und Atomfirmen beenden möchte, Greenpeace zitiert und mit pastoralem Gestus Natur und Umwelt als „Wert“ beschwört.

In Wirklichkeit verfolgt die CSV sehr irdische Ziele, die Laurent Mosar in seinen Tweets andeutet: Die Schwächung der Grünen, denn das schwächt die Koalition. Populistisch wird das Soziale betont („Herr Turmes, in Luxemburg frieren die Menschen!“), weil das die LSAP nicht kalt lassen kann. Mit ihr würde die gar nicht neue CSV am liebsten koalieren. Das Alte wieder übers Land bringend. Vermutlich mit alten Köpfen. So strukturkonservativ, wie es wäre, Atomkraftwerke weiter laufen zu lassen. ●

ZUFALLSGESPRÄCH MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Mir müsse se weiderginn

Die Fédération luxembourgeoise de l'alimentation et de la distribution (Flad) ist die Lobby von Cactus, Auchan, Aldi, Naturata, Provençale und anderthalb Dutzend anderen Firmen. Sie verkaufen dem ganzen Land alles Lebensnotwendige. Je nach Firma gutbürgerlich mit Kundendienst oder proletarisch im Discount, biodynamisch oder im Restaurant. Derzeit steigen besonders die Lebensmittelpreise.

„An deene leschten dräi, véier Méint ware mer massiv mat Präisshaussë beschäftigt“, erklärte Flad-Präsident Georges Eischen vor einer Woche auf *Radio 100,7*. „A mir können net op deenen Haussë selwer sëtze bleiwen. Mir müsse se weiderginn.“ Es mache wenig Sinn, nur einen Teil der Preiserhöhungen auf die Verbraucher abzuwälzen: „Wat ass dann, wann Dir een oder zwee Prozent do zrëckhaalt? Dat fällt kengem dobaussen op.“

Preiserhöhungen werden durch eine Kette von Zulieferern, Produzenten, Groß- und Einzelhändlern bis zu den Endverbrauchern durchgesetzt. Oft über Grenzen und Meere hinweg. Derzeit steigen besonders die Energiepreise. Dort ist die Kette meist sehr kurz: Die Anlagen, die am Anfang das Öl aus der Erde pumpen, tragen das gleiche Logo wie die Dorftankstelle, die am Ende das Benzin verkauft: Shell, Esso, Q8... Entsprechend flink setzen sie Preisänderungen durch. Erdgas und Strom haben andere Logos.

Vergangene Woche veröffentlichte das Statec neue Schätzungen der Preisentwicklung. Es erwartet, dass dieses und kommendes Jahr vier bis fünf Index-Tranchen fällig werden.

Die Ankündigung des Statec besagt, dass die Verbraucherpreise binnen zwei Jahren vier oder fünf Mal um 2,5 Prozent steigen: Dann sinken die Reallöhne um zehn oder 12,5 Prozent. Die auf den Lohnzetteln ausgedruckten Nominallohne bleiben unverändert.

Mit dem Index-Gesetz vom 29. Juni manipulierten DP, LSAP, Grüne und CSV den Index. Es schreibt den Unternehmen vor, die Nominallohne dieses und nächstes Jahr um je 2,5 Prozent zu erhöhen. Die Unternehmen dürfen die Reallöhne um 10-5=5 oder 12,5-5=7,5 Prozent senken. Dadurch wird der gesetzliche Mindestlohn Ende nächsten Jahres real 116 oder 174 Euro monatlich niedriger. Höhere Löhne und Renten werden um einen höheren Betrag gesenkt.

Die großen und kleinen, die in- und ausländischen Unternehmen kürzen die

Reallöhne: Sie erhöhen die Preise, ohne die Nominallohne zu erhöhen. Seit 1975 verbietet das Index-Gesetz Reallohnkürzungen – wenn die Preise langsam steigen. Steigen die Preise schneller, wird das Gesetz außer Kraft gesetzt.

Der gesetzliche Mindestlohn wird Ende nächsten Jahres real um 116 bis 174 Euro monatlich niedriger sein

Die Gewerkschaften wollen Reallohnsenkungen verhindern. Premier Xavier Bettel ließ ihnen keine Zeit, zu reagieren. Gleich nach der Statec-Mitteilung versprach er über *Twitter* neue Schätzungen: „Op Basis vun dëse Berechnunge wäert ech eng Tripartite aberuffen.“ Die Tripartite ist das Zauberwort, das für zwei oder drei Monate Diskussionen überflüssig machen soll.

Bettels Fraktionssprecher Gilles Baum bestand am 4. August bei *RTL* auf der Einhaltung der Index-Manipulationen. Dann wird die Auszahlung der Index-Tranchen vom vierten Quartal dieses Jahres, vom ersten und vom zweiten Quartal nächsten Jahres aufgeschoben. Derzeit traut sich niemand, von „streichen“ zu reden. Dann sollen die Unternehmen 2024 eine neue sowie drei aufgeschobene Tranchen auszahlen. Sie sollen die Nominallohne um zehn Prozent erhöhen.

Das tun sie natürlich nicht. Deshalb soll die Tripartite zusammenkommen. Der „crédit d'impôt énergie“ als Trost für die Index-Tranche vom Juni kostet eine halbe Milliarde Euro. Die Verstaatlichung der Lohnkosten von zwei oder drei weiteren Tranchen würde doppelt oder dreifach so teuer.

„Winter is coming“, beginnt unheilvoll *Game of Thrones*. Das Erdgas wird knapp und teuer. Den Wirtschaftskrieg zwischen den verfeindeten Reichen sollen die einfachen Untertanen bezahlen. Dann wird die Tripartite ein Erfolg genannt. Wehren sie sich, wird die Tripartite als gescheitert gelten. ● Romain Hilgert



OGBL-Militanten unterwegs zur

Index-Kundgebung am 1. Mai

Trop peu trop tard

Bernard Thomas

Face à l'épidémie de variole du singe, la réaction de la Direction de la Santé fut tardive et timide. Sa campagne de sensibilisation en est restée quasi-inaudible. Quant aux vaccins, la première livraison est imminente ; elle ne contiendra que 1 400 doses

Le 31 mai, Jean-Claude Schmit est interrogé par le *Tageblatt* sur l'épidémie du monkeypox (MPX). Une grande campagne d'information « würde über das Ziel hinausschießen », était cité le directeur de la Santé. « Zu diesem Zeitpunkt sei die Santé sich aber noch nicht ganz im Klaren, wie sie zu den Affenpocken kommunizieren werde ». Deux mois et demi plus tard, la stratégie ne s'est guère précisée. La campagne a démarré timidement et tardivement. Il a fallu attendre août pour que la Santé mette finalement en ligne un site d'informations (*variole-singe.lu*). Il s'agit d'une *homepage* austère et administrative ; on se croirait sur *guichet.lu*. La Direction de la Santé n'a lancé ni campagne d'affiches, ni flyers, ni annonces sur les plateformes de dating. Quant à Paulette Lenert, elle est restée aux abonnés absents. Alors que l'OMS a classé la variole du singe « urgence de santé publique de portée internationale » (c'est-à-dire le plus haut degré d'alerte) il y a trois semaines, on attend toujours la première conférence de presse ministérielle sur le sujet. Du temps précieux a ainsi été perdu. Alors que les mois de mai à juillet étaient chargés en fêtes et festivals, les messages de la Santé sont restés largement inaudibles. Or, une épidémie est toujours une course contre la montre.

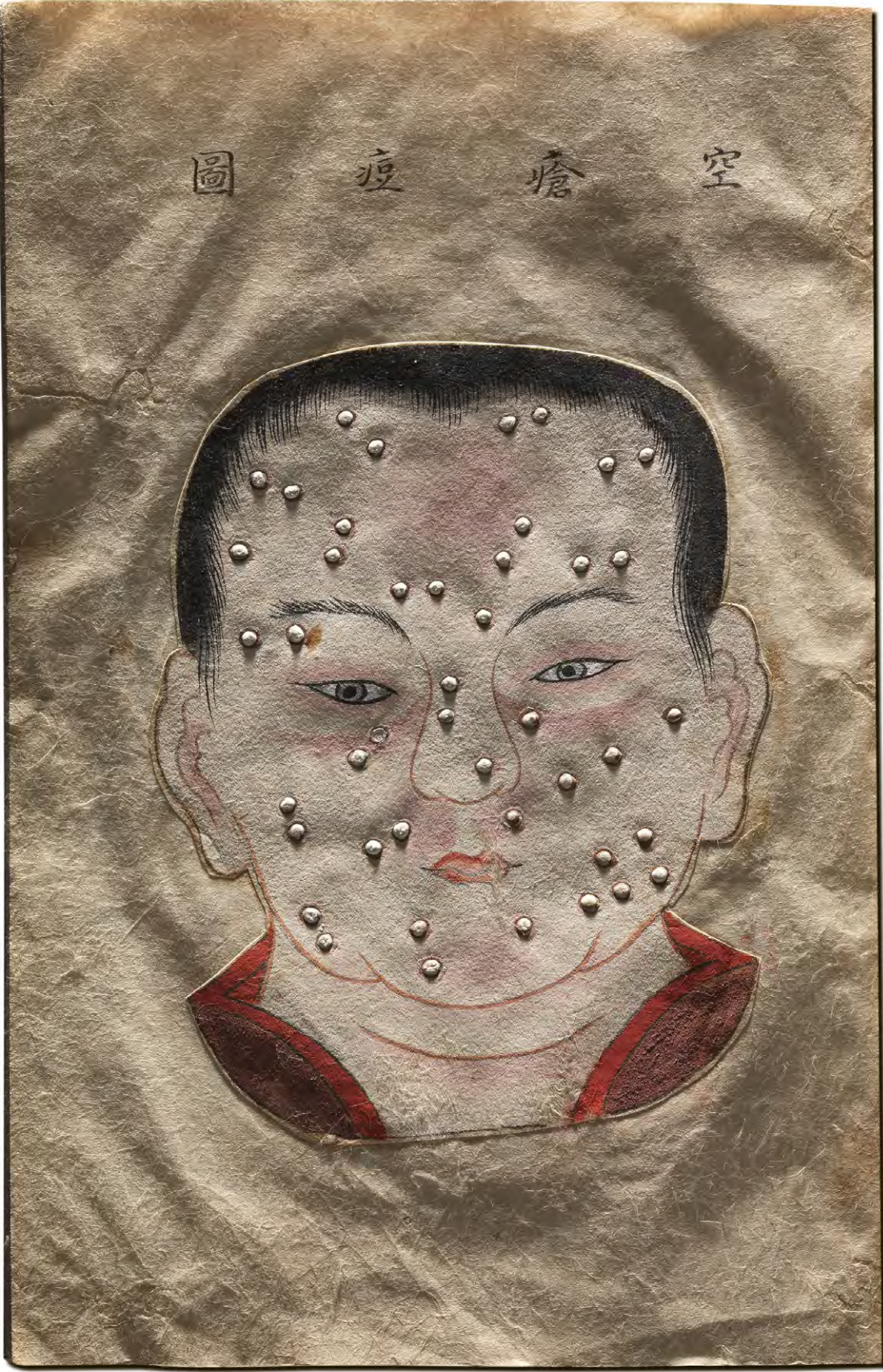
L'infectiologue au CHL, Vic Arendt, est un vétéran de la lutte contre le VIH. À ses yeux, ce n'est pas comme si la sensibilisation sur le MPX aurait été « verschlof » ; le ministère aurait plutôt « voulu sciemment éviter de discriminer la communauté gay » : « Et ass net vertuscht ginn, mee och net un déi grouss Klack gehaange ginn. Cela a-t-il rendu un grand service à la communauté gay ? C'est une autre question... » Sur son site, la Santé note que, jusqu'à présent, plus de 99 pour cent des cas surviennent chez des hommes. « Les informations recueillies auprès des personnes malades indiquent que 98 pour cent d'entre ceux qui sont interrogés sont des hommes ayant des rapports sexuels avec des hommes ». Or, il s'agit d'une image momentanée. Le virus n'a pas de préférence sexuelle, le principal facteur de risque est le multi-partenariat.

Jean-Claude Schmit dit faire « le grand écart », « eng Gratwanderung ». La Direction de la Santé se retrouverait coincée entre la nécessité d'une communication « basée sur les faits » et « le reproche qu'on nous fait immédiatement qu'on stigmatiserait certaines personnes ». Ce ne serait pas simple de communiquer dans ce contexte : « All Wuert, wat ee seet, gëtt op d'Goldwo geluecht an x-mol kommentéiert ». Ceci expliquerait que « le wording » des communications officielles resterait « peut-être plus général ». Mais quoiqu'il en soit, en matière de sensibilisation, les Luxembourgeois seraient toujours « très fortement influencés par les informations disponibles dans les pays voisins ». Les Verts ont rapidement sauté dans la brèche. Dans un communiqué, les Jonk Gréng exigent une « sensibilisation renforcée et ciblée auprès des personnes à risque », tout en mettant en garde contre une « stigmatisation » des homosexuels.

Le virus se transmet par « contact étroit » avec une personne qui présente une éruption cutanée due à la variole du singe, écrit l'OMS, y compris par contacts « en face à face, de peau à peau, de bouche à bouche ou de bouche à peau, notamment les contacts sexuels ». Vic Arendt estime qu'à l'heure actuelle, le virus est « transmis quasi-exclusivement par voie sexuelle ». De nombreux malades du MPX présenteraient des lésions dans la bouche. « Dans la tête de nos patients, les rapports non-protégés restent synonymes de pénétration anale sans préservatif ». Or, si cela valait (plus ou moins) pour le HIV, ce n'est plus le cas pour le MPX, « qui se transmet également par des baisers ou des fellations ». Quarante cas ont été détectés au Luxembourg entre la mi-juin et ce mardi, contre quelque 3 000 en Allemagne, 2 500 en France et 550 en Belgique. On en reste loin d'une courbe exponentielle, estime Vic Arendt. Le CHL enregistre ainsi en moyenne deux nouvelles infections par jour. Jean-Claude Schmit ne craint, lui non plus, une flambée : « La communauté gay est relativement fermée, et le virus ne se transmet pas facilement. Je ne m'attends donc pas à une explosion des cas. »

Suivant l'OMS, la Santé appelle de réduire « actuellement » le nombre de partenaires sexuels. Jean-Claude Schmit avoue ne pas être certain de l'effet d'une telle recommandation officielle : « Op dat hëlleft, wann de Stat dat seet, oder mir als Administration publique, weess ech net. Mee ech wäert et weider soen. » Pour le président du centre LGBTQI+ Cigale, Max Lamesch, une telle approche « vun uewen erof » ne serait « pas

Illustration tirée d'un manuscrit sur la variole écrit par un médecin japonais autour de 1720. La maladie fut déclarée éradiquée en 1980. Le vaccin antivariolique offre aujourd'hui une protection contre le monkeypox. Mais les doses restent rares



Wellcome Collection, Londres

très malin ». Surtout que la « communauté est extrêmement sensibilisée sur la question » : « Ce n'est pas à l'État d'imposer ce qui se passe dans les chambres à coucher ». Il serait plus efficace si le message venait de la « communauté locale ».

Aux États-Unis, les autorités sanitaires de New York et de San Francisco ont évité de recommander aux hommes gays de limiter temporairement leurs partenaires sexuels. Cette hésitation a provoqué la polémique. Le journaliste et activiste LGBTQI+ Dan Savage estime ainsi dans le *Washington Post* : « It was devaluing gay men's lives and health not to warn gay men. Now, here we are, really on the verge of monkeypox being endemic in gay communities all over the world, and how is that for stigma ? » *Le Soir* publie cette semaine le témoignage d'un jeune homme qui vient de vivre le calvaire du MPX : « Par peur de la stigmatisation, on n'a pas donné une information suffisamment claire et détaillée aux gens. [...] La vraie homophobie est de laisser des milliers d'hommes gay s'infecter. »

Pour qu'une lutte anti-épidémique soit efficace, il lui faut des relais sur le terrain. (Ce fut ainsi la mobilisation et le militantisme de la communauté gay qui réussirent à imposer le HIV sur l'agenda politique et pharmaceutique dans les années 1980-1990.) Au Luxembourg, la concertation avec les mouvements *grassroots* se fait au sein du Comité du suivi du Sida. Institué en 1984, il réunit fonctionnaires de la Santé, chercheurs du LIH, infectiologues du CHL et représentants de la « société civile », de Rosa Lëtzebuerg à la Croix Rouge. Alors que les pionniers du mouvement gay se sont peu à peu institutionnalisés, de nouvelles Asbl sont apparues : FairyTails et Bear Dukes organisent ainsi des fêtes à intervalles réguliers. Elles

« Et ass net vertuscht ginn, mee och net un déi grouss Klack gehaange ginn. Cela a-t-il rendu un grand service à la communauté gay ? C'est une autre question... »

(Vic Arendt, infectiologue au CHL)

sont bien interconnectées et disposent d'une large *fanbase* jeune, c'est-à-dire d'un pouvoir de mobilisation. Mais affranchie du ghetto, la « communauté gay » n'en est plus vraiment une. Elle s'est en partie éparpillée et assimilée. À part le Café DaMa à Differdange, les « bars gays » ont tous fermé leurs portes. Les lieux de drague se sont déplacés vers Internet et vers les soirées privées. Mener une campagne ciblée ne sera donc pas évident.

En amont de la Luxembourg Pride du 9 juillet, les associations LGBTQI+ se sont réunies avec la Croix Rouge pour rédiger un petit flyer en trois langues sur le MPX. (Le texte fut avisé par les infectiologues du CHL.) Selon Sandy Kubaj, directrice de la HIV Berodung de la Croix Rouge, les associations auraient discuté comment calibrer leur message, les avis ayant divergé. Le flyer ne formule finalement pas de recom-

mandations, mais reste dans un registre factuel : « Le risque augmente avec le nombre de partenaires », y lit-on. Aux personnes d'en tirer les « conséquences logiques », dit Kubaj. Max Lamesch voit dans la stagnation actuelle du nombre de nouvelles infections le signe que « la *community* a réagi et fait preuve d'une certaine responsabilité ».

À côté des « hommes ayant des relations sexuelles avec des hommes rapportant des partenaires sexuels multiples » et des « personnes transsexuelles rapportant plusieurs partenaires sexuels », les « travailleurs du sexe » sont le troisième groupe pour lequel le Conseil supérieur des maladies infectieuses recommande une vaccination préventive, en « pré-exposition ». Sur une année, environ 750 personnes passent par le DropIn, un dispensaire pour prostitué-e-s géré par la Croix Rouge. Sa directrice, Tessy Funck, hésite à avancer une estimation du nombre total des *sex workers* au Luxembourg. Le chiffre pourrait tourner autour de 2 200, dit-elle, mais cette population, travaillant majoritairement dans des appartements, resterait en grande partie invisible pour ses services. Les travailleurs sociaux et sanitaires du DropIn ont sondé l'intérêt pour la vaccination de leurs bénéficiaires. « Les gens sont conscients que c'est un 'risque professionnel', appelons-le comme ça », dit Funck. « Mais on voit que le monkeypox suit directement le coronavirus. Les gens ne sont pas très ouverts par rapport à la vaccination... » Le DropIn n'a jusqu'ici pas reçu de tests PCR pour détecter le nouveau virus, « mais beaucoup de nos bénéficiaires refusaient déjà le test Covid-19 ».

Alors qu'en France, plus de 30 000 personnes ont déjà été vaccinées contre le MPX, le Luxembourg attend toujours ses premières doses. La livraison serait

imminente et devrait arriver « dans les prochains jours », dit Schmit ce mardi. Le Grand-Duché avait demandé 2 500 doses, il n'en recevra que 1 400. Les services de la Santé ont contacté le producteur dans l'espoir d'en obtenir d'avantage, « mais les chances sont très minces, surtout pour un petit pays », estime Schmit. On aurait également approché d'autres États membres pour demander s'ils ne seraient pas disposés à « prêter » des doses ; « jusqu'ici nous n'avons reçu nulle part de réponse positive ». Le Luxembourg dépend donc entièrement de l'achat groupé de la Commission européenne. En juin, les États membres avaient convenu de prioriser la livraison des 110 000 doses, en tenant compte du nombre des cas enregistrés : l'Espagne fut ainsi le premier à recevoir une livraison fin juin, suivie par le Portugal, l'Allemagne et la Belgique. Le Luxembourg dut attendre.

Alors qu'il faut calculer deux doses par personne (à 28 jours d'intervalle) et trois doses pour les immunodéprimés, la livraison de 1 400 doses sera vite épuisée. « Il est très difficile d'estimer de combien on aura besoin », admet Schmit. La commande initiale de 2 500 doses lui paraît pourtant « une estimation haute ». Pour se faire une idée des besoins, la Santé s'est notamment basée sur le nombre de personnes qui suivent le traitement préventif contre VIH (« prophylaxie pré-exposition » ou PrEP). Les « prépeurs » ont été définis comme un des groupes prioritaires de la vaccination, puisqu'ils auraient souvent « des comportements à haut risque », explique Schmit. Et de rappeler qu'« il ne s'agira pas de vacciner toutes les personnes homosexuelles, mais ceux qui ont beaucoup de partenaires sexuels ».

En avril 1976, la direction de la Santé publique publie un avis officiel dans les journaux luxembourgeois : « À l'instar de la plupart des pays du monde occidental, notre Gouvernement a envisagé la suppression de la primovaccination antivariolique ; la primovaccination des enfants du premier âge est reportée à une date ultérieure. » Décrétée en 1980 par l'OMS, l'éradication de la variole reste comme un des grands succès de l'histoire de la médecine. Les anticorps ne déclinant que très lentement, les cohortes qui ont été vaccinées dans leur enfance devaient toujours être largement protégées contre la « nouvelle » maladie zoonotique MPX (qui sévit en Afrique occidentale et centrale depuis des années, et ceci dans l'indifférence générale de l'Europe). Les personnes âgées de plus de cinquante ans présentent donc un net avantage immunologique. Ils présentent également une cicatrice gaufrée sur le haut du bras gauche, résultant de la piqure antivariolique.

Au lendemain du 11 septembre 2001, la peur d'un attentat biologique avait poussé certains États à constituer des stocks stratégiques de vaccins contre la variole. Le Luxembourg se serait procuré des doses au début des années 2000, estime Schmit. Mais il s'agissait de l'ancienne génération du vaccin, dont les effets secondaires pouvaient s'avérer sévères. De toute manière, ajoute Schmit, la date de péremption a été dépassée depuis longtemps déjà. Pourtant, en collaboration avec l'armée américaine, un nouveau vaccin antivariolique fut développé il y a une dizaine d'années par Bavarian Nordic. Cette firme basée à Copenhague commercialise son vaccin depuis 2013, mais le Luxembourg n'en commanda pas ; sa réserve nationale ne fut pas reconstituée. Alors que l'Europe est devenue le nouvel épice centre du MPX, cette négligence se paie cash.

La plupart des malades du MPX guérissent spontanément en deux à quatre semaines. Jean-Claude Schmit considère que « la trentaine de cas que nous avons eus jusqu'ici au Luxembourg ont été relativement 'inoffensifs'. L'image typique de celui qui est recouvert de plein de boutons, on ne la voit quasiment pas. » Si son taux de mortalité reste très bas (autour de 0,05 pour cent), la maladie peut être extrêmement douloureuse. (Vic Arendt estime qu'un malade sur deux ou sur trois présenterait des lésions périanales.) Les descriptions, parfois explicites, s'accumulent dans la presse internationale : « Mon pénis ressemblait à une zone de guerre », relate un ancien malade du monkeypox dans *Le Soir*. Les lésions peuvent devenir tellement douloureuses qu'elles « demandent parfois le recours à la morphine », note *Le Monde*. Dans le *New Yorker*, on retrouve un autre témoignage : « They're saying it's a mild disease. But they can fucking throw that 'mild' shit out the window. I've never been in so much pain. » ●

Ancien Régime

Sarah Pepin

Seit mehr als vier Jahrzehnten prägt Pierre Dillenburg die polit-adlige Szene als selbsternannter Chef-Ästhet. Doch wer ist der einstige Generalsekretär der Abgeordnetenkommer?

Auf *LinkedIn* hat Pierre Dillenburg 362 Kontakte. Auf *Instagram*, *Twitter* oder *Tiktok* ist der ehemalige Generalsekretär der Abgeordnetenkommer nicht zu finden, auf *Facebook* scheint er kaum aktiv. Einen Wikipedia-Eintrag hat er auch nicht. Im Sinne der Selbstvermarktung entschied Dillenburg sich demnach für den guten alten Weg des Buches. *Rencontres* heißt sein kürzlich erschienenes, es versammelt 65 Begegnungen mit eher reichen und nicht nur schönen Menschen, die ihm über die Jahre begegnet sind, etwa in Baden-Baden, St Tropez oder Luxemburg. Die Lockdowns hat er sich zunutze gemacht um in seinen Erinnerungen zu schwelgen und „alles auf dem Smartphone zu schreiben, meistens im Bett oder im Sessel“, wie er kürzlich der *Revue* erzählte.

Im Buch defilieren, unter anderem und in keiner bestimmten Reihenfolge, Großherzogin Maria Teresa, Großherzogin Charlotte, der frühere Berliner Bürgermeister Klaus Wowereit, der palästinensische Politiker Jassir Arafat, Ex-Staatschef Jacques Chirac und seine Frau Bernadette, die Verleger-Witwe Friede Springer, die spanische Königin Sofia, die britische Monarchin Elizabeth, der Innendesigner François Catroux und der Modeschöpfer Elie Saab. Von der großherzoglichen Familie abgesehen, beschränkt Dillenburg sich auf ausländische Persönlichkeiten. Das Risiko, andere Luxemburger, etwa Abgeordnete, namentlich zu erwähnen, wolle er nicht eingehen, die „Reaktion darauf nicht erleben“, erklärte er vor Kurzem. Hieran zeigt sich die altbekannte Provinzialität Luxemburgs, die sich hier mit einem *air de grande aristocratie* aufmöbeln will. Alle Figuren werden in *Rencontres* wohlbemerkt mit ihrem Vornamen präsentiert, ein Weg, ihnen auf Augenhöhe zu begegnen.

Ob sich all diese Menschen – jene, die den Styx noch nicht hinuntergeflossen sind – an Pierre Dillenburg, *dit* Dill, erinnern können? Mit manchen, wie Chirac, saß er lediglich in St-Tropez zum Apéro mal an einem gemeinsamen Tisch, mit anderen mag er tatsächlich anhaltende Bekanntschaft geknüpft haben. Schillernde Anekdoten lesen sich trotzdem anders. Mal erinnert er sich daran, dass Elie Saab im Auto umdrehen wollte, als die Großherzogin Maria Teresa ihre Präsenz für die abendliche Modenschau absagte; mal daran, dass er die andere Großherzogin, Charlotte, am Königsee in bayerischer Tracht und eine Zigarette rauchend mit zwei von ihren Töchtern sah. Dann sinniert er darüber, dass die britische Königin im *Stater Theater* diskret ihre Schühchen unter ihrem langen Kleid auszog; oder die spanische Monarchin Sofia Dills Ermunterung,

Ihm kam die Rolle des Kommentators der Nation zu, der die Leute daran erinnerte, dass Männer nach 18 Uhr keine braunen Schuhe mehr zu tragen haben

eine Kopfbekleidung bei ihrer Staatsvisite zu tragen, Folge leistete. Nach etwa 25 Seiten des Buches, das sich auf 123 Seiten erstreckt, ereilt die Rezensentin urplötzlich der attraktive Wunsch, den eigenen Gewürzschrank neu zu sortieren, oder das Bücherregal vielleicht farblich zu ordnen. Die oberflächliche Belanglosigkeit der aufgelisteten Details dürfte nur die wenigsten *Diehard*-Fans unterhalten.

Viel „je n’oublierai jamais“, noch mehr „...je me souviendrai toujours“. Die Genauigkeit der Erinnerungen des vor Kurzem 80 gewordenen Dillenburgs bleibt anzuzweifeln, und sein stets respektvoller, zum Teil auch übertrieben unterwürfiger und kitschiger Schreibstil zu bemängeln. Über die britische Königin Elisabeth: „Femme la plus connue du monde, presque centenaire, elle entrera dans l’histoire comme un monument inébranlable, un monarque adoré, une souveraine respectée, un roc dans la tourmente.“ Weiteres Namedropping, wen Dillenburg bei den illustren Veranstaltungen noch so alles kennengelernt hat (Yves Saint-Laurent, Florian Henckel von Donnersmarck), und fertig ist der Salat. Die eigene Existenz wird in höhere Gefilde gehébt. Nun gut.

Einen ungewöhnlichen Weg hat er allemal hinter sich. Pierre Dillenburg stammt aus eher kleinbürgerlichen Verhältnissen, seine Eltern führten einen Malereibetrieb in Diekirch. Der frühe Verlust seiner Mutter prägte ihn. Nach einem abgebrochenen Studium an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich, studierte er Recht und Ökonomie in Antwerpen. 1967 wurde er als *attaché universitaire* im

Abgeordnetenhaus angestellt, ein Ort, an dem er 35 Jahre arbeitete, die längste Zeit als stellvertretender Kammerkanzlist, die letzten zwei Jahre als *greffier* (heute Generalsekretär) und dem er bei der Renovierung des Plenarsaales seinen barocken Interieur-Stempel aufdrückte. Als er 2002 vorzeitig in den Ruhestand versetzt werden sollte, lamentierte er in einem Schreiben voller Eigenlob über eventuelle Einnahmenseinbußen und forderte eine beratende Funktion für weitere fünf Jahre ein. Das Kammerbüro gab der Forderung statt und beauftragte ihn nach Amtsende mit weiteren protokollarischen Missionen.

Über die Jahre begann er große Veranstaltungen zu organisieren, im pompösen Stil mit großzügigen floralen Arrangements und zahllosen Kerzen. Hervorzuheben sei der venezianische Karneval Ende der 80er-Jahre im Cercle Cité, wo die Schnabelnasen der damaligen oberen Zehntausend sich die Schultern rieben. Auch wurde er Stammgast in den luxemburgischen Medien, vor allem auf *RTL*, wo er an Sendungen wie *Dillikatesen*, *den Dill um Dill* und *Behuel dech* mitwirkte, in der Jury von *Wanns de eppes kanns* saß und das *Te Deum* mit Präzision kommentierte, hatte er doch mittlerweile großen Gefallen an der Welt der Monarchen, der Adligen und des Jetsets gefunden. Er stilisierte sich zur exzentrischen Persona, stets gut, oft extravagant gekleidet, in bunten Westen mit passenden Einstecktüchern und neben eleganten Katzen. Langsam kam ihm die Rolle des Kommentators der Nation zu, der die Leute daran erinnerte, dass Männer nach 18 Uhr keine braunen Schuhe mehr zu tragen haben. 1994 monierte er, es würden immer mehr Frauen auf der Straße rauchen. 20 Jahre lang schrieb er eine Chronik für den *Le Jeudi*.

Wahlweise wurde er über die Jahre als „Ästhet mit ausgeprägtem Organisationstalent“ (*d’Land*, 1985), „Exzentriker“ (*Wort*, 2017), „Stasi-Offizier der guten Kleidermanieren“ (Guy Rewenig im *Land*, 2011) oder „homme à la hauteur“ (*Femmes magazine*, 2017) eingestuft. Seine frühere Chefin Danièle Fonck, ehemalige Generaldirektorin von Editpress, ist voller Lob für den Ex-Kolumnisten, ein „sensibler Mensch mit viel Tiefe, der schöne Aquarelle fertigt“, auch habe er seine Texte mit einer „bemerkenswerter Disziplin“ immer „*pile-poil à l’heure*“ geschickt. Er könne sehr „*sec*“ sein, entwaffnend in seiner Direktheit. Seine Nachfolger in der Abgeordnetenkommer, der pensionierte Generalsekretär Claude Frieseisen und der aktuelle, Laurent Scheeck, loben Dillenburgs Energie und seinen Tatendrang, „sein jahrelanges Engagement für die

parlamentarische Demokratie“, so Scheeck. Bei der Instandsetzung der *Chamber* habe Pierre Dillenburg sich kurzzeitig Sorgen gemacht, das Interieur des Plenarsaales könne verändert werden, sagt der derzeitige Generalsekretär. Aus beruflichen Kreisen hört man auch anderes. Dillenburg sei ein schillernder Pfau, ein „Ikonensammler“, der alles horte, was Rang und Namen habe, dabei aber völlig vergessen habe, wo er herkomme und nun auf einer rosa Wolke lebe. Obwohl er sich als Benimm-Papst stilisiere, sei er bei Geburtstagsfeiern selber indiskret und vulgär geworden. Niemand wisse, wer er wirklich sei, alles sei Schein. Doch er habe eine gute Agenda, was auch der Grund sei, warum so viele es sich mit ihm nicht verscherzen wollen.

Seine guten Freundinnen Colette Flesch und Lydie Polfer, wie auch Jean-Claude Juncker, Xavier Bettel und Stéphane Bern, waren jedenfalls dabei, als Dill im Januar 2015 Hochzeit feierte, eine der ersten für homosexuelle Paare hier im Land. Als er seine Karriere in der *Chamber* Ende der 60er-Jahre begann, war es jedoch deutlich schwieriger mit seiner Homosexualität hausieren zu gehen als heute. Schon damals war er mit seinem Partner Roland Hübsch zusammen, sie kennen sich seit 46 Jahren, Dillenburg ging offen damit um, er habe „*nie en Heel doraus gemat oder et verstoppt*“, sagte er letztes Jahr dem *Lëtzeburger Journal*. Eine Diskriminierung aufgrund seiner Sexualität habe er nie erfahren, sagt er konsequent, wenn er danach gefragt wird. Vielleicht habe man hinter den Kulissen über ihn gesprochen, doch Probleme habe sein Schwulsein ihm nie bereitet. In dem besagten Podcast sprach er sich gegen Gay Prides aus, weil er „das nicht gebraucht habe, um akzeptiert zu werden“, es sei kontraproduktiv. Eine Aussage, die arg solipsistisch daherkommt.

Wahrscheinlich täten die hiesigen Einwohner tatsächlich gut, ein bisschen mehr auf ihren Stil zu achten. Und es kann auch lustig sein, eine gesellschaftliche Figur wie Dillenburg zu haben, die die hiesigen *Gromprebauern* und 0815-Bankangestellte zu Klasse ermahnt, und es auf gehobenerer Weise tut als andere Royals-Betrachter, etwa Michael Begasse in Deutschland. Über Geschmack lässt sich bekanntlich streiten. Das Interieur von Dillenburgs Wohnung in Bartringen wirkt allerdings in seiner Louis-quatorze Opulenz völlig aus der Zeit gefallen. Was sich wirklich hinter den türkisen Gardinen, steinernen Skulpturen und rötlich-goldenen Sesseln verbirgt, weiß wohl nur Dill. ●



Spieglein, Spieglein an der Wand: Pierre Dillenburg in seiner Wohnung in Bartringen

SPANIEN

Mehrere Krisen mit einer Klappe

Chréscht Beneké, Barcelona



Ministerpräsident Pedro Sánchez verzichtet auf die Krawatte

Am letzten Freitag im Juli trat Pedro Sánchez ohne Krawatte vor die Presse. Eigentlich sollte er das erste Trimester resümieren, doch zuerst lenkte der spanische Ministerpräsident die Aufmerksamkeit auf seinen Hemdkragen: „Ich möchte Sie sehen lassen, dass ich keine Krawatte trage.“ Was nicht hemdsärmelig wirken, sondern ein Bruch mit alten Gewohnheiten ausdrücken soll, kann helfen, Energie einzusparen. In den Straßen Barcelonas lag an jenem 29. Juli die Lufttemperatur wieder bei gut 30 Grad, nachts ging sie nur bis auf knapp 25 Grad zurück. Einzig wenn man an einer der weit geöffneten Ladentüren vorbeiging, sorgte ein kalter Luftzug aus der Klimaanlage für Abkühlung. Mit Energie-

sparen tut sich Spanien zu allen Jahreszeiten schwer. Auch und gerade die vielen, im Immobilienboom der letzten Jahrzehnte schnell hochgezogenen Neubauten sind kaum gegen Hitze oder Kälte isoliert. Noch augenscheinlicher glühten und brannten im Januar und Februar selbst bei frühlingshaften 16, 17 Grad auf etlichen Terrassen Barcelonas gasbetriebene Heizlüfter. Während manche Gäste im T-Shirt speisten. Per königliches Dekret soll es seit dieser Woche aber mit haarsträubender Energieverschwendung vorbei sein.

Am 1. August hatte die Ministerin für ökologischen Wandel, Teresa Ribera, nach der wöchentlichen Ka-

binettsitzung einige Sofortmaßnahmen angeführt. So darf nach einer siebentägigen Anpassungsperiode in Geschäften, kulturellen Einrichtungen und dem Verkehrssektor im Sommer nicht unter 27 Grad gekühlt und im Winter nicht über 19 Grad geheizt werden. Für öffentliche Gebäude und Büros gelten solche Temperaturbereiche bereits seit Mai und die Beamten sollen nach Möglichkeit im Homeoffice bleiben. Schaufenster dürfen nach 22 Uhr nicht mehr beleuchtet werden und in ungenutzten Räumen öffentlicher Gebäude wird das Licht ausgeschaltet. Die Umweltministerin erklärte die Maßnahmen mit den russischen Gaskürzungen: „Es ist an der Zeit für Solidarität, auf eine

Erpressung zu reagieren und deutlich zu machen, dass jede Erpressung, jede Aggression gegen ein Mitglied der Europäischen Union sich gegen uns alle richtet.“ Obwohl sich die spanische Regierung anfangs gesträubt hatte, reagiert sie zuerst auf den eine Woche zuvor beschlossenen freiwilligen Gas-Notfallplan der EU, bei dem die Mitgliedsländer von August bis Ende März jeweils 15 Prozent Gas im Vergleich zum Durchschnitt der vergangenen fünf Jahre einsparen sollen.

Auch Ministerpräsident Sánchez will so „die Abhängigkeit vom Aggressor Putin verringern“, verrät aber noch eine zusätzliche Motivation für den Sinneswandel: die Inflation. Im Juli ist die jährliche Inflationsrate auf 10,8 Prozent gestiegen, die höchste seit September 1984. Auch wenn Diesel und Benzin zuletzt wieder billiger wurden, so treiben vor allem die Energie, aber auch deutlich gestiegene Lebensmittelpreise die Kosten. Nachdem der Strompreis am Großmarkt von 2010 bis 2019 relativ stabil zwischen 40 und 70 Euro pro Megawattstunde lag, explodierte er im März dieses Jahres auf nahezu 300 Euro. Zahlreiche Haushalte haben sich dabei noch immer nicht von der Wirtschaftskrise von vor zehn Jahren erholt und kaum Puffer gebildet. Weshalb die Regierung beim Strom die Mehrwertsteuer von 21 auf 10 Prozent und die elektrische Sondersteuer von 5,11 auf 0,5 Prozent absenkte. Auch dadurch ist der Strompreis wieder auf rund 150 Euro abgesackt. Konsumenten mit einem variablen Stromtarif zahlen so aktuell meist zwischen 0,30 bis 0,40 Euro pro Kilowattstunde.

Die Energiesparpläne scheinen aber nur indirekt durch Putin bewirkt. Mit wenigen, vernachlässigbaren Stromleitungen durch die Pyrenäen, aber auch beim Gas bilden Portugal und Spanien eine „Energieinsel“, die sogar vom Gas-Notfallplan der EU ausgenommen ist. Aus Russland stammen üblicherweise nur rund zehn Prozent des in Spanien verbrauchten Gases. In mehreren Häfen wird hingegen Flüssiggas aus dem nahegelegenen Algerien, Nigeria oder den USA angelandet. Zwar betonte die linksgerichtete Regierung auch die Solidarität mit den anderen EU-Mitgliedsstaaten und die Vorbereitung auf Herbst und Winter, doch lassen sich

Im Juli ist die jährliche Inflationsrate auf 10,8 Prozent gestiegen, die höchste seit September 1984

die Energiesparmaßnahmen auch gut mit dem im Regierungsprogramm ausgeführten Kampf gegen die Klimakrise in Einklang bringen. Mit anhaltenden Hitzewellen, einer verheerenden Dürre und einem Rekord an Waldbränden zeigt diese wieder sehr deutlich erste Auswirkungen. Deshalb soll ebenfalls die Prüfung der Energieeffizienz zahlreicher Gebäude vorgezogen werden. Bis Ende September müssen automatische Systeme die Türen schließen, wenn Heiz- oder Klimaanlage laufen. Und zusätzlich zu mehr Homeoffice wird der öffentliche Transport gestärkt: Unter bestimmten Bedingungen fahren Pendler vom 1. September bis zum 31. Dezember kostenlos.

Solche massiven Eingriffe gefallen nicht allen. Wie schon bei den Maßnahmen zur Pandemiebekämpfung will sich die Präsidentin der Regionalregierung von Madrid, Isabel Díaz Ayuso, mit einem Gegenkurs profilieren. Die Politikerin des konservativen Partido Popular kündigte sogleich an, ihre Regierung werde die Beleuchtung öffentlicher Gebäude und Schaufenster nicht ausschalten. Bei *Twitter* spielte sie auf der Klaviatur unzufriedener Teile der Bevölkerung und meinte, jenes Energiesparen schaffe „Unsicherheit“, schreke „Tourismus und Konsum“ ab und verursache „Dunkel, Armut, Traurigkeit“ ●

GROSSBRITANNIEN

Einzig Transklinik muss schließen

Daniel Zylbersztajn-Lewandowski, London

Der Gender Identity Development Service (Gids) der Tavistock-Klinik in Nordlondon wird im Frühjahr 2023 wegen schwerwiegender Mängel auf Anordnung der staatlichen Gesundheitsbehörde NHS schließen. Der Gids wurde 1989 eröffnet und war Englands einziges Zentrum innerhalb des öffentlichen Gesundheitssystems, das auf die Behandlung junger Menschen mit Geschlechtsdysphorie spezialisiert war. Die Entscheidung ist unter anderem das Ergebnis eines vorläufigen Berichts einer seit 2020 laufenden unabhängigen Untersuchung über die in England verfügbaren Dienste und Behandlungszentren im Bereich der Geschlechtsidentität für Kinder und Jugendliche.

Nach scharfer Kritik an der Klinik sollen nun neue „familiennahe regionale Zentren“ entstehen, die „den holistischen Bedürfnissen von verletzlichen Patient:innen“ nachkommen sollen. Diese sollen zunächst in Londons berühmtem Great Ormond Street Kinderkrankenhaus, im Alder Hey Krankenhaus in Liverpool und in der Kinderklinik in Manchester eingerichtet werden.

Die Entscheidung wurde offiziell von allen Seiten begrüßt, nicht zuletzt auch von der Tavistock-Klinik selbst, deren Warteliste für Behandlungen im Gids innerhalb des letzten Jahrzehnts von 136 in 2010 auf knapp 5 000 im Jahr 2021 angewachsen war. Laut dem vorläufigen Untersuchungsbericht, der im Februar 2022 herauskam, wurde die Klinik diesem Andrang nicht mehr gerecht. Oft mussten junge Patient:innen bis zu zwei Jahre auf einen Termin warten.

In einem Schreiben der Kinderärztin und ehemaligen Präsidentin des britischen Kinderärzt:innenverbunds, Dr Hilary Cass, die die Untersuchung leitete, hieß es, der Gids stelle für junge Menschen ein „beachtliches Risiko der Beeinträchtigung ihrer psychischen Gesundheit“ dar und könne den Patient:innen Schaden zufügen.

Laut einem Schreiben der Kinderärztin und ehemaligen Präsidentin des britischen Kinderärzt:innenverbunds, Dr Hilary Cass, stelle der Gids für junge Menschen ein „beachtliches Risiko der Beeinträchtigung ihrer psychischen Gesundheit“ dar und könne den Patient:innen Schaden zufügen

Fragen zur Methodik der Klinik wurden vor allem nach einem Gerichtsfall gestellt. Keira Bell, heute 25, besuchte im Alter von 15 Jahren die Klinik. Ihr wurden ein Jahr später Pubertätsblocker und danach Testosteron verschrieben. Im Alter von 20 Jahren unterzog sie sich einer Doppelmastektomie. Später bedauerte sie diese Schritte. Bell gewann zunächst vor Gericht, verlor jedoch in zweiter Instanz. Im Urteil des Berufungsgericht hieß es, dass Richter:innen nicht in ein klinisches Expert:innenurteil

eingreifen dürften. Bell, die heute als lesbische Frau lebt, bemängelte, dass das sie behandelnde Team im Tavistock ihr bei ihrer Entscheidung zu einer Transition und einer Hormontherapie nicht genug Fragen gestellt habe. Der *BBC* erklärte sie dass sie, als sie jung war und sich Fragen zu ihrer sexuellen Identität stellte, einfach nur eine psychologische Therapie benötigt hätte.

Schon vor einigen Jahren hatten Angestellte der Tavistock das Vorgehen der Klinik in Frage gestellt. In einem internen Bericht beschrieb der einst in der Klinik arbeitende Psychiater und Psychoanalytiker David Bell, dass die Klinik unzulänglich arbeite. Statt darauf einzugehen, habe die Klinik versucht, ihn und andere mit Disziplinarverfahren und dem Vorwurf der Transphobie zum Schweigen zu bringen. Im Jahr 2020 erklärte die staatliche Prüfstelle von Diensten im Gesundheitsbereich Care Quality Commission (CQC) das Gids nach eigener Untersuchung offiziell als unzureichend.

Dr. Hilary Cass stellt in ihrem Zwischenbericht fest, dass die Klinik weder wichtige Daten zu ihren Patient:innen aufnahm, noch in der Lage war Veränderungen im Patient:innenprofil zu erklären. Einerseits gebe es beim medizinischen Fachpersonal keinen Konsens darüber, was genau die Diagnose „Geschlechtsdysphorie“ bedeute, andererseits nehme diese Diagnose keine Rücksicht auf Unterschiede beim Alter oder beim kulturellen Hintergrund, auf psychologische Bedürfnisse oder wie gefestigt eine von Kindern und Jugendlichen angegebene Selbstidentifikation sei. Eine einheitliche Ursache für „Geschlechtsdysphorie“ sei „sehr unwahrscheinlich“, damit führe eine einheitliche Therapie – vor allem wenn sie „potentiell irreversibel“ sei – zu „Streit und Polarisierung“, was aber mangels einer offenen Diskussionskultur nicht in Lösungen münde, heißt es im Bericht. Viele junge Patient:innen hätten „komplexe Bedürfnisse“, die aber alle unter dem Label „Geschlechtsdysphorie“ vereinhlicht und hormonell behandelt würden.

Für den Einsatz von Hormonblockern fehle eine klare klinische Beweislage, dass die Therapie nicht zu späteren Gesundheitsschäden führe. „Pubertätsblocker könnten zur zwischenzeitlichen oder permanenten Unterbrechung der Entwicklung des Gehirns führen“, heißt es weiter. Wie sich diese Behandlung auf den Reifeprozess auswirke, sei dabei unklar. Die Anwendung von Pubertätsblockern soll Patient:innen theoretisch Zeit geben, um über die nächsten Schritte einer möglichen Transition nachzudenken. Angestellte des Gids sollen unter Druck gestanden haben, Entscheidungen und Motive nicht zu hinterfragen und die Aussagen der jungen Patient:innen zu ihrer Geschlechtsidentität nahezu ungefragt zu akzeptieren. Die Möglichkeit anderer potentiell vorliegender Diagnosen wurde teilweise ignoriert. Der Endbericht der Untersuchung wird für nächstes Jahr erwartet.

Cass empfahl statt dem derzeitigen zentralisierten System eines von regionalen Zentren, die „von erfahrenen Kinderpraxen geleitet werden sollten, und den Fokus auf die Gesundheit von Kindern und ihrer Entwicklung legen, mit starken Verbindungen zu Diensten im Bereich der psychischen Gesundheit.“ In Zukunft dürfen Pubertätsblocker an Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren nur noch vergeben werden, wenn sie Teil eines klinischen Testverfahrens sind.

Viele in der Transcommunity glauben, dass Pubertätsblocker Leben retten können. Tatsächlich gibt es Studien, die eine starke Senkung von Depressionen und Suiziden feststellen, doch weitere Forschung, vor allem bezüglich der Langzeitwirkung, seien laut Cass notwendig. Organisationen der Transcommunity hießen robustere Behandlungszentren für Geschlechtsidentität generell willkommen. In der britischen LGBTQIA+-Zeitung *Pink News* begrüßten auch Eltern von Trans-Kindern die Entwicklungen und bezeugten die mangelhaften und traumatisierenden Behandlungen im Gids. Eine Mutter warnte jedoch vor einer „Überpathologisierung“ der betroffenen Menschen. ●

Au-then-tique !

France Clarinval

Les cuisines de l’Italie se sont diffusées partout dans le monde, au gré des vagues migratoires des Italiens. Les recettes des trattorias obéissent à des codes précis, dont les origines ne sont pas toujours claires



L'équipe de la Trattoria da Gino mange avant le service



Livio Notaroberto (à droite) a repris le Notaro, le restaurant de son père

Le 15 août est un jour férié dans beaucoup de pays européens de tradition catholique. Mais en Italie et pour les Italiens, la fête de l'Assomption de Marie revêt un caractère particulier. Les célébrations religieuses se mêlent aux traditions familiales et régionales, les feux d'artifice saluent les processions. On ne plaisante pas avec le *Ferragosto* ! Historiquement, les festivités n'ont rien de chrétiennes, le terme venant du latin *Feriae Augusti*, qui signifie littéralement « repos d'Auguste ». L'empereur aurait instauré ce moment de réjouissances et de repos entre deux périodes agricoles autour de l'an 18 avant JC. Plus tard, une autre sorte d'empereur, Mussolini, a instauré des prix réduits pour les personnes voyageant en train autour de cette date. Les « trains de Ferragosto » permettaient aux Italiens de s'évader des villes en se rendant, souvent pour la première fois, à la plage ou à la montagne. Bien des choses ont changé, mais *Ferragosto* est toujours le synonyme de vacances dans toute l'Italie... et dans toute la diaspora italienne. En ce mois d'août, il est donc difficile de trouver une trattoria ouverte au Luxembourg. En attendant leur retour ou pour garder un goût de vacances, tentons de décoder les doctrines de la cuisine italienne et de détricoter certains mythes.

La *cucina italiana* est probablement celle qui a le plus essaimé dans le monde. Depuis la fin du 19^e siècle, l'émigration italienne, en Amérique notamment, a apporté des aliments simples et facilement adaptables partout dans le monde. Ainsi, la *muffaletta*, sandwich d'origine sicilienne que l'on trouve dès 1906 sur le marché de la Nouvelle-Orléans est devenue l'aliment symbole de la ville. Les *meat balls* spaghettis, les fettucine Alfredo ou les déclinaisons de la pizza ne sont que quelques autres exemples de l'appropriation et de la transformation de spécialités qui ont traversé l'Atlantique. L'immigration italienne au Grand-Duché date également de plus d'un siècle, 1890 étant généralement citée par les historiens. Entre 1890 et 1910, le nombre d'Italiens au Luxembourg passa de 439 à plus de 10 000. Ils étaient principalement établis dans le sud industriel du pays. Depuis 130 ans donc, la cuisine italienne et les habitudes alimentaires de ces « nouveaux » venus, ont eu des influences considérables sur la vie des Luxembourgeois et leur consommation de nourriture. Les pâtes ont tôt fait de marquer les esprits, ce qui eut longtemps valeur d'insulte pour traiter les Italiens de *Maccaronisfreisser* (une des manières les plus universelles de marquer négativement l'identité

La trattoria est un restaurant où on mange comme à la maison, « mais il y a toujours une petite voix qui nous murmure que notre mère, notre grand-mère ou notre oncle fait mieux »

d'autrui consiste d'ailleurs à lui assigner un goût culinaire honni ou jugé abject, voir les « rosbifs » ou les « froggies »).

En parallèle à la main-d'œuvre ouvrière qui arrivait nombreuse de la Péninsule, l'on dénombrait aussi quelques entrepreneurs et commerçants qui ont marqué le secteur de la construction (un certain Achille Giorgetti originaire de Varese s'est établi au Luxembourg en 1901 et a été l'entrepreneur officiel de nombreux ouvrages dont le couvent des Sœurs franciscaines, la Poste centrale de Luxembourg ou l'église Saint-Joseph au Limpertsberg), de l'hôtellerie-restauration, ou de la distribution et la fabrication de certaines

spécialités. C'est ainsi que Pietro Simonazzi, originaire de Reggio d'Émilie s'installe et fonde, en 1900, un des tous premiers restaurants italiens, le bien nommé Italia, rue d'Anvers. Progressivement, certains mineurs ou ouvriers sidérurgiques se lancent aussi dans la restauration. Les vagues d'immigration, après la Seconde Guerre mondiale, notamment de fonctionnaires européens, ont renforcé la place de la restauration italienne. Si le ristorante Roma date de 1950, de nombreuses enseignes ont fleuri depuis les années 1970-80, reflétant les différentes régions d'origine des tenanciers. Car, du point de vue gastronomique, l'Italie est formée d'une mosaïque de cuisines régionales provinciales voire même paroissiales. Ainsi, la Bella Napoli créée en 1976 par Benito et Delfina Balestri, fut l'une des premières pizzerias à Luxembourg, et elle est aujourd'hui la plus ancienne de la ville. Chez Toni à Schiffange, l'histoire remonte même à 1972. Tous ces établissements familiaux ont à cœur de mettre en évidence leurs racines et leur histoire : Ceux du groupe Carpinì affichent une création en 1982, la Trattoria dei Quattro a été fondée en 1988 par la famille Gaglioti, Il Riccio note 1992 à côté de son emblème, le hérisson que Gaetano Veletta, le fondateur, avait reçu de son père ; la même année pour le Notaro de Mario Notaroberto à Clausen...

Cette liste, non exhaustive, oublie les établissements qui ont fermé, remplacés par des restaurants d'autres pays, ou plus généralement, qui ont été détruits pour faire place à des bureaux. On se souviendra ainsi du Glacis avec l'Osteria del Teatro, avec son décor digne d'un film de mafia, de sa petite voisine La Toscana, où une *mamma* recevait, en tablier, dans sa cuisine, des deux Voglia Matta concurrentes à Bonnevoie et à la Place de Paris. Pendant presque dix ans, entre 2003 et 2012, la Camera di Commercio Italo-Lussembourghese a édité le *Guide des restaurants italiens à Luxembourg*. Une plongée dans la dernière édition ressasse des souvenirs, pas toujours de haut niveau culinaire. Beaucoup de ces adresses dérogeaient aux traditions de la Péninsule pour les adapter aux goûts locaux. Les tris de pâtes, les penne au saumon et vodka, le poulet au pesto et autres pizza Hawaï n'ont rien d'italien et font se retourner Pellegrino Artusi dans sa tombe. L'auteur de *La scienza in cucina e l'arte di mangiar bene* (publié en 1891 et incessamment réédité et traduit depuis), est considéré comme le pape de la cuisine italienne. Cette forme de fusion existe toujours, mais les

chantres « gastropuristes » semblent avoir gagné : les règles de la cuisine traditionnelle commencent à s'imposer.

Aujourd'hui, certaines adresses plus récentes réussissent à rivaliser avec les maisons historiques parce qu'elles respectent ces codes : des produits simples mais parfaitement travaillés, une cuisine familiale, du partage, réconfortante et inventive, parsemée de générosité, riche en saveurs, parfums et arômes. L'Atelier del Gusto, la Trattoria da Gino, Al Grappolo ou Al Bacio se passent ainsi de carte ou de menu et ne proposent que les suggestions selon les arrivages du jour et l'inspiration du chef. Ils obéissent ainsi à ce qu'on appelle la *cucina povera*, « en référence au mouvement artistique de l'arte povera, pour désigner des recettes simples, frugales et peu coûteuses, héritées des traditions paysannes que l'on sert dans les trattorias » (c'est la définition qu'en donne François-Régis Gaudry dans l'épais volume *On va déguster l'Italie*, 2020, qui a valeur d'encyclopédie sur ces sujets). Là aussi, des définitions s'imposent. Dans l'éventail des lieux où l'on mange, il y a le *ristorante*, qui sert une cuisine élaborée, sur des tables avec des nappes et avec du vin en bouteille. La *tavola calda* s'apparente à un snack avec des plats simples déjà préparés, souvent à emporter. Inutile de préciser ce que sert la pizzeria, mais on prendra la peine de préciser qu'en Italie, la *pizza* se mange le soir, pas au déjeuner, sauf celle *al taglio*, c'est-à-dire une part de pizza carrée, cuite au four électrique qui fait office de sandwich.

Le mot *osteria* vient du latin *hospes*, il signifie donc tout d'abord celui qui accueille ou celui qui est accueilli. Le mot trattoria a fait de longs détours entre le latin, *tractare* pour « transformer les aliments », c'est-à-dire les traiter ; l'italien *trattore*, celui qui gère l'endroit et le français traiteur. « Voilà la différence : la trattoria est un endroit où l'on mange et où l'on peut boire un verre en mangeant ; l'osteria, on y va pour boire, et on y trouve peut-être aussi quelque chose à manger », s'amuse Tommaso Melilli (*L'écume des pâtes*, 2021). Il explique aussi que les trattorias n'ont vu le jour que quand les gens ont eu assez d'argent pour régler l'addition, c'est-à-dire dans les années 1960. Avant cela, très peu d'Italiens avaient les moyens d'aller au restaurant où l'on servait d'ailleurs surtout de la cuisine française. Pour ce chef qui travaille à Paris et explore la cuisine à travers articles et livres, le point de départ de la trattoria « est une famille ou un groupe de personnes qui aiment cuisiner et pensent bien savoir le faire. Puis, un jour, ils décident de le faire

pour les autres. » La *trattoria* est donc un restaurant où on mange comme à la maison. « Mais il y a toujours une petite voix dans notre tête pour nous murmurer qu'au fond nous aurions fait mieux. Ou que notre grand-mère, notre mère, notre père et notre oncle Pino faisaient mieux. »

On l'aura compris, les Italiens prennent la cuisine et les pâtes en particulier très au sérieux et composent avec une série de règles qui tiennent parfois de la superstition, parfois du bon sens et souvent du « on a toujours fait comme ça ». Si on ne met pas de fromage sur les pâtes aux fruits de mer, c'est parce que les deux ingrédients viennent de zones géographiques différentes (côtes et intérieur des terres) et avaient historiquement peu de chance de se rencontrer. Une raison sanitaire de bonne digestion est aussi évoquée, sans grande conviction. Dans sa *Véritable histoire des pâtes* (traduction française de 2022), Luca Cesari s'applique à démontrer une série de mythes qui feraient remonter les traditions gastronomiques italiennes à la nuit des temps alors que la plupart des recettes et techniques datent du milieu du vingtième siècle. Il signale ainsi qu'on ne trouve mention de la carbonara qu'en 1950 et que diverses publications admettent parmesan et même gruyère, pancetta ou bacon quand on rabâche aujourd'hui sans cesse que seuls le pecorino et le guanciale y auraient droit de cité. Les chefs italiens affirment que « la cuisson des pâtes, c'est *al dente* ou raté ». Pourtant, Cesari retrouve l'origine assez récente de cette habitude. Les Napolitains avaient développé une cuisson de pâtes « verte » (au sens de pas encore mûr) vers 1840 qui s'est diffusée à la faveur de l'unification italienne (1848). Avant cela, la cuisson durait plus d'une demi-heure.

On peut encore lister les « faux-pas » que multiplient les non-Italiens, sans que des explications soient fournies à ces habitudes : mettre de l'huile dans l'eau de cuisson (il suffit de mettre assez d'eau pour que les pâtes ne collent pas), refroidir les pâtes à l'eau froide, y verser la sauce (c'est toujours les pâtes qui vont à la sauce et non l'inverse, avec un peu d'eau de cuisson pour donner du liant), couper les pâtes, les manger avec une cuillère, les servir en accompagnement (les pommes de terre ou les légumes sont des *contorni*, pas les pâtes)... Enfin, un dicton dit que « l'après-midi, la vache est morte ». Ce qui signifie qu'après le repas de midi on ne boit plus de lait. Le cappuccino, c'est au petit-déjeuner, *e basta* ! Avec toutes ces explications, on évitera maintenant de saboter les cuisines de la Botte. ●



Christine Lagarde,
présidente de la
BCE, le 21 juillet
à Francfort

DAAP

Slumpflation

Georges Canto

La BCE face au risque de fragmentation de la zone monétaire

Par une curieuse coïncidence, le 21 juillet, le jour même où Mario Draghi présentait sa démission de la présidence du conseil des ministres d'Italie, mettant un terme sans doute définitif à sa carrière politique, la BCE, qu'il avait présidée pendant huit ans, annonçait la première hausse de ses taux directeurs depuis onze ans ! C'était peu avant son arrivée à la tête de la banque, où son nom reste associé non seulement à une longue période de taux très faibles voire nuls (le « refi » est resté à zéro pour cent pendant plus de six ans) mais aussi à une audacieuse politique d'assouplissement quantitatif.

Le QE (pour *quantitative easing*) n'était pas une nouveauté. La Banque du Japon avait déjà utilisé la technique du rachat d'actifs financiers auprès des banques commerciales en 2001. Puis, vers la fin de la décennie, la crise financière avait amené la Fed américaine (en 2008) et la Banque d'Angleterre (en 2009) à y recourir. Son adoption dans la zone euro, d'une manière étendue à partir de 2015 (lire encadré) a représenté une innovation majeure, une mesure dite « non-conventionnelle » destinée à donner à la politique monétaire de la banque centrale une marge de manœuvre que le faible niveau des taux lui faisait perdre.

A l'été 2022, on ne prenait à espérer que la BCE se remonte ses taux dès la fin 2021, suivie par la Fed américaine en mars 2022. Ces deux banques ont réitéré depuis. La BCE a attendu juillet pour porter les taux d'intérêt des opérations principales de refinancement, de la facilité de prêt marginal et de la facilité de dépôt à respectivement 0,50 pour cent, 0,75 pour cent et zéro pour cent, la première hausse depuis juillet 2011. Et ce n'est pas fini, compte tenu de l'emballement de l'inflation (au Royaume-Uni elle devait atteindre treize pour cent en rythme annuel en octobre).

La Bank of England a été l'une des premières à remonter ses taux dès la fin 2021, suivie par la Fed américaine en mars 2022. Ces deux banques ont réitéré depuis. La BCE a attendu juillet pour porter les taux d'intérêt des opérations principales de refinancement, de la facilité de prêt marginal et de la facilité de dépôt à respectivement 0,50 pour cent, 0,75 pour cent et zéro pour cent, la première hausse depuis juillet 2011. Et ce n'est pas fini, compte tenu de l'emballement de l'inflation (au Royaume-Uni elle devait atteindre treize pour cent en rythme annuel en octobre).

Face à une inflation galopante, les banques centrales se sont jusqu'ici bornées à suivre l'orthodoxie économique

Dans un document publié par le FMI le 1^{er} août, les économistes Tobias Adrian, Christopher Erceg et Fabio Natalucci ne cachent pas qu'« un durcissement plus agressif pourrait être nécessaire » si la hausse des prix s'accélérait. Pour eux il faut frapper vite et fort pour éradiquer les anticipations d'inflation qui alimentent le phénomène. Il en va de la crédibilité des banques centrales.

Ces dernières n'ignorent pas l'effet délétère de la hausse des taux sur l'activité économique, en amenant les ménages à restreindre leur consommation et les entreprises à annuler ou reporter les investissements. La BoE assume totalement le risque qu'elle prend en « ajoutant un poids supplémentaire sur l'économie ». Son comité monétaire affirme qu'il s'agit d'une mesure destinée à « réduire le risque d'un cycle de durcissement de la politique monétaire plus long et plus coûteux dans le futur ».

Du côté de la BCE, on admet que le durcissement sera défavorable à la croissance, sans pour autant évoquer, pour le moment du moins, une possible récession. La Banque centrale européenne prévoit qu'en 2022 et 2023 l'activité économique progressera, mais moins rapidement qu'initialement prévu. Selon ses dernières projections, le PIB réel devrait, en effet, augmenter de 2,8 pour cent et de 2,1 pour cent, alors que les prévisions effectuées en mars dernier tablaient sur une croissance économique de 3,7 pour cent en 2022 et 2,8 pour cent en 2023.

Le risque existe que la hausse des taux n'entraîne pas pour autant une diminution de l'inflation, qui est en

grande partie « importée », puisqu'elle est étroitement liée au renchérissement de l'énergie. Le relèvement des taux pourrait donc n'avoir qu'un impact relativement faible sur l'évolution des prix à court terme, et l'on serait alors clairement dans une situation de stagflation pouvant dégénérer en « slumpflation » c'est-à-dire une concomitance prolongée entre inflation et diminution du PIB.

Dans la zone euro le ralentissement de l'activité économique n'est pas le seul risque auquel s'expose la BCE en durcissant sa politique monétaire. De nombreux observateurs s'inquiètent du retour d'un risque de fragmentation de la zone monétaire, déjà connu en 2011-2012 au moment de la crise des dettes souveraines, marqué par une forte divergence des conditions de financement entre pays, non expliquée par les fondamentaux économiques.

Ici c'est l'évolution des taux à long terme qui est scrutée. L'écart peut se creuser entre ceux des pays considérés comme fragiles et ceux en vigueur chez les plus solides. Dans la zone euro, on observe particulièrement l'écart entre les taux des obligations à dix ans de l'Allemagne (les Bunds) et ceux des autres pays, surtout ceux qui pèsent le plus lourd sur le plan économique comme l'Italie.

Au moment des annonces de la BCE le 9 juin, les taux d'intérêt exigés par les prêteurs sur les obligations à dix ans allemandes et italiennes étaient respectivement de 1,4 pour cent et de 3,6 pour cent, soit un « spread » de 2,2 points contre un point début 2021. Il est resté à peu près stable depuis cette date, malgré une détente générale sur les taux longs. Le spread avec la France, deuxième économie de la zone, est passé de 38 « points de base » le 1er janvier à 56 le 10 août.

Selon un expert français, « la BCE semble désarmée face à des tensions sur les spreads ». Pourtant, le 21 juillet, Christine Lagarde a affirmé que lutter contre les spreads est « au cœur du mandat de la BCE » car ils gênent la transmission adéquate de sa politique monétaire et peuvent menacer l'existence de la monnaie unique. Pour éviter ce risque de fragmentation, la BCE a créé un nouvel instrument appelé « Transmission Protection Instrument » (TPI) qui permettra, sous conditions, à la banque centrale d'acheter des titres financiers, typiquement des obligations publiques et privées, émis dans les pays

connaissant une détérioration de leurs conditions de financement.

L'accroissement de liquidités permis par le TPI devrait en principe conduire à une réduction des taux d'intérêt dans les pays concernés et réduire le « spread » avec le Bund allemand à dix ans. Aucune limite aux achats n'est prévue pour le moment. La BCE espère d'ailleurs – sans trop oser le dire – que l'annonce de ce dispositif sera considérée comme suffisamment « crédible » par les marchés financiers pour ne pas avoir à l'employer.

Pour autant, il n'y a là rien de bien nouveau. Un programme ciblé de rachats d'obligations souveraines (« Securities Market Programme » ou SMP) avait déjà été activé en mai 2010 puis en novembre 2011 au moment de la crise grecque pour faire face à l'augmentation des spreads entre les taux de la dette des pays du sud et du nord. La BCE avait ainsi engrangé 210 milliards d'euros d'obligations

souveraines d'États du sud de l'Union Européenne. Le SMP fut suivi en septembre 2012 du programme « Outright Monetary Transactions » (OMT) très ciblé sur l'Espagne et l'Italie mais qui n'a jamais réellement été mis en œuvre.

Pour pouvoir bénéficier de ce nouvel instrument, il faudra satisfaire à plusieurs critères, comme ne pas faire l'objet d'une procédure pour déficit excessif (PDE) ou pour déséquilibre excessif (PDM), mener des politiques macroéconomiques saines et disposer d'une trajectoire des finances publiques favorable.

Pour certains experts comme l'économiste Henri Sterdyniak, de telles mesures confèrent à la BCE un pouvoir démesuré, car c'est le Conseil des gouverneurs qui déterminera l'éligibilité d'un pays au nouvel outil. Cela reviendrait à avoir un droit de regard sur les politiques économiques menées par les pays membres de la zone euro, ce dont Christine Lagarde se défend avec énergie. ●

Politique de bilan

Dans la zone euro, l'assouplissement quantitatif sous sa forme la plus aboutie (rachat de titres détenus par les établissements financiers en contrepartie d'une création monétaire) est apparu en janvier 2015. Logiquement il s'est traduit par un gonflement progressif du bilan de la BCE, qui a été multiplié par 3,7 entre 2014 et 2021 pour atteindre 680 milliards d'euros à la fin de l'année dernière. Mais à l'actif le montant des « titres détenus à des fins de politique monétaire » a été multiplié par 25 : ils représentent aujourd'hui les deux tiers du total, contre 9,6 pour cent en 2014 et 55 pour cent en 2017. L'arrêt des programmes de rachat signifie que ce montant ne va plus augmenter et que la BCE va entrer dans une phase, de durée indéterminée, de réduction de son bilan. Que faire des quelque 450 milliards d'euros de titres de dette publique et privée qu'elle détient ? La BCE est confrontée à un choix connu de n'importe quel investisseur. La solution la plus simple (et la plus probable) est de conserver les titres jusqu'à leur échéance, mais cela peut être long car les obligations concernées ont été émises pour une durée élevée (la « maturité » moyenne est supérieure à huit ans pour les titres publics). L'autre alternative est de céder les titres sur le marché, de manière progressive pour ne pas le déstabiliser. Ce sont des titres de qualité en termes de solvabilité des émetteurs. Mais en période de hausse des taux, la valeur des obligations déjà émises baisse mécaniquement et les vendeurs s'exposent à une perte en capital. La Banque du Japon et la Fed ont connu une évolution analogue, avec des bilans qui ont été multipliés respectivement par six et par huit depuis 2007. Celui de la Fed frôle les 9 000 milliards de dollars. La banque centrale américaine a annoncé vouloir réduire son bilan de 95 milliards par mois, soit 1 140 milliards par an, une mesure prenant effet dès le début de l'été. Plus la réduction sera rapide plus les marges de manœuvre se reconstitueront dans le cas où il serait nécessaire de lutter contre la récession. gc

DIE KLEINE ZEITEUGIN

Das Antlitz der Vicky Krieps

Michèle Thoma

Seit Monica Vitti habe ich nicht mehr so ein Antlitz gesehen. Eine SchauspielerIn mit einem solchen Antlitz. Das Antlitz der Monica Vitti, ein marmornes, beinahe ohne jede menschliche Regung, schon gar nicht Erregung, in das weite, weiße Land, in das No-Man's-Land dieses Gesichts konnte man alles projektieren. Sie brauchte nur da zu sein mit diesem fernen Gesicht, und der Film war voller Rätsel, also gut.

Auch das Gesicht von Vicky Krieps hat diese Weite und rätselhafte Klarheit, aber anders als bei Monica Vitti ist es ein menschliches Gesicht. Es ist voller Emotion, es ist ein bewegtes Gesicht. Es ist ein großartiges Gesicht.

Bei Vicky Krieps ist alles im Gesicht. Alles spielt sich da ab, spiegelt sich da. Wie bei den großen französischen Schauspielerinnen, z.B. Huppert, die mit sparsamster Mimik so viel andeuten. Deren Mikro-Mimik so bedeutsam ist. Es ist fähig, die kleinsten, feinsten, widersprüchlichsten Empfindungen auszudrücken. Ein fl-irrendes Lächeln. Über das Gesicht huschende Schatten, Verfinsterungen, während zugleich ein Lachen ausbricht, es in der Tiefe tobt. Schrofheit und größte Zärtlichkeit in ungezähmtem Mix. Die Seele ist nackt in diesem nackten Gesicht.

Die Kaiserin beim Besuch eines Lazarets, einer Irrenanstalt, ich habe nie in einem Film ein Gesicht gesehen, das Mit-Leid so beredt ausdrückt. Die heilig irre Hingabe mit der sie sich den Allerelendesten zuwendet, sich im Lazarett nonchalant zu einem Beinamputierten legt um mit ihm eine Zigarette zu rauchen. An diesen Orten des Leidens, bei Menschen, die allein schon ihr Da-Sein aus allen Konventionen rauswarf, scheint sie mehr bei sich zu sein als in Schönbrunn.

Abgesehen von den unvermeidbaren historischen Bildungsballastversatzstücken weiß ich nicht viel von und über Sisi, als Wien-Insassin werde ich ohnehin von ihr verfolgt. In der zunehmend verkitschten Innenstadt verfolgt mich ihr Porträt wie das ihres backenbärtigen Gemahls bis aufs Klo oder gar ins Klo der Kaffeehäuser. Da entwickelt man irgendwann eine gesunde Resistenz und verspürt wenig Lust auf den den Tourist*innen verhöckerten Sisi-Kult, man ist schon Sisi-immun. Wenn ich Touristin spielte, kaufte ich scheußlichen Sisi-Kaffee und scheußlichen Sisi-Veilchenkonfekt, ein



Vicky Krieps in *Corsage*, dem neuen Film von Marie Kreutzer

Bei Vicky Krieps ist alles im Gesicht. Alles spielt sich da ab, spiegelt sich da

Fake jener ZuckerIn die die Kaiserin im Film an die Elenden verteilte.

Ich bin aber überzeugt, Vicky Krieps kennt Sisi, weiß Sisi. Sie ist in beinahe schmerzhafter Empathie dem Pathos dieser Figur auf der Spur, sie spürt Sisi. Das Düstere, Schwarze, wie sie in einem Interview sagt. Dann schenkt sie ihr die Freiheit des Albernens und des Übermuts.

Natürlich ist diese Frau, die mit sechzehn den österreichischen Thronfolger heiratete und von einem bayrischen Landsitz in eines der Machtzentren Europas katapultiert wurde, nicht nur eine edle Samariterin, sondern ego-zentrisch bis zum Exzess, eine Narzisstin, die besessen um sich selber kreist, unberechenbar, launisch, terroristisch wie eine Dreijährige und Mutter höchstens nebenbei. Die im Korsett,

in der Corsage des eingeschnürten Lebens um Freiheit ringt und dabei wild um sich schlägt.

Marie Kreutzers kongeniale Regie findet in einer gedämpft müden Atmosphäre statt, Schlösser und Landsitze wirken wie seit langem verlassen. Als würden nur noch Gespenster herrschen. Die Erschöpfung der Monarchie lässt sich schon ahnen, in groteskem Gegensatz dazu die Lakaiei die goldene Türknaufe herunterdrücken und der Kaiserin subtil herablassend ihr einsames Mahl servieren.

Vielleicht habe ich durch diesen Film Sisi entdeckt, eine Frau, deren Bild viel zu lange verdeckt, versteckt, erstickt war. Unter Kitsch und Klischees, unter dem Grotesken, das den Mythos und die Tourismusindustrie füttert. All dem, was ihr Bild erschlug. Verstellte und entstellte. Dieser Film gibt Sisi eine Chance.

Ich werde ihn noch einmal sehen, mindestens, vielleicht wird er, trotz einiger Längen zum Schluss, einer der Filme, die zu mir gehören werden. Wie *Der Tod in Venedig* von Visconti, wie *Hiroshima mon Amour* von Duras oder der *Letzte Tango* mit Marlon Brando. ●

ZU GAST

Frösche Wand

Avec la hausse des prix, la crise climatique, le grand défi du logement et la croissance des inégalités, nous vivons actuellement des temps difficiles. Afin d'affronter ces crises, il faut mener une politique qui choisit l'action plutôt que l'inaction. C'est la seule voie à choisir si l'on veut garantir une qualité de vie élevée à l'avenir. Les communes doivent elles aussi assumer leur rôle pour affronter les défis auxquels nous faisons face en tant que société.

Or, le travail du collège échevinal DP-CSV de la Ville de Luxembourg n'est pas à la hauteur des défis actuels. Malgré la crise énergétique actuelle, il n'y a toujours pas de stratégie claire pour sortir des énergies fossiles. En termes de mobilité, les concepts appliqués ne sont plus d'actualité et l'infrastructure de pistes cyclables reste largement insuffisante, ce qui freine la transition vers une mobilité plus durable. Enfin, les décisions sont prises sans vraie participation des citoyens.

Notre Ville a donc besoin d'un renouveau politique et d'une nouvelle équipe qui met en œuvre des solutions ambitieuses pour créer des quartiers attractifs, soutenir les concitoyen.ne.s dans leur vie quotidienne et rendre la ville accessible à tou.te.s. En tant que Déi Gréng, nous avons fait de nombreuses propositions en ce sens au cours des dernières années.

Grâce à la suppression du trafic de transit, nous voulons créer plus de place pour les piéton.ne.s et les enfants, tout en assurant une meilleure mobilité, plus de végétation et des terrasses pour que nos quartiers deviennent de véritables lieux de rencontre avec une meilleure qualité de vie. Tout quartier aura une maison de quartier et une.e coordinateur.rice afin de favoriser le vivre ensemble et un développement harmonieux des quartiers. De plus, une véritable participation citoyenne sera lancée avant l'élaboration de nouveaux projets.

Nous nous engageons pour une ville inclusive, sociale et durable, qui soutient ses citoyen.ne.s au quotidien pour que tout le monde dispose des mêmes

opportunités. Voilà pourquoi nous renforcerons l'école publique et les foyers scolaires pour tous les enfants, tout en assurant des chemins d'accès à l'école sûrs. De plus, la Ville de Luxembourg doit prendre ses responsabilités en matière de logement et développer davantage l'offre de logements abordables et alternatifs. Face à la crise climatique, nous voulons aussi aider davantage les citoyen.ne.s à sortir le plus rapidement possible des énergies fossiles.

François Benoy et Claudie Reyland sont les têtes de liste Déi Gréng pour la Ville de Luxembourg

La Ville doit aussi permettre à chacun.e de se déplacer à pied ou à vélo en toute sécurité. Avec le Plan national de mobilité 2035 du ministre vert, François Bausch, les priorités sont claires. Maintenant, il faut aussi les mettre en œuvre au niveau communal en donnant la priorité aux piétons et en créant un réseau interconnecté de pistes cyclables sécurisées. L'offre de partage de voitures et de bornes de recharge électrique doit aussi être agrandie.

De plus en plus de concitoyen.ne.s vivent déjà le changement dont notre ville a besoin, en s'engageant dans leurs communautés, en investissant dans les énergies renouvelables et en se déplaçant en transports publics, à pied ou à vélo. Il est temps de traduire cela en action politique.

L'année prochaine, aux élections communales, les citoyen.ne.s de la Ville de Luxembourg décideront de l'avenir de notre capitale. Ils auront donc le choix entre l'immobilité de la majorité actuelle et un nouveau bourgmestre qui, ensemble avec son équipe, pourra insuffler un vent nouveau à notre Ville. ● François Benoy & Claudie Reyland

CHRONIQUES DE L'URGENCE

Un paquet mal ficelé mais bienvenu

Jean Lasar

Jusqu'ici, le caractère passablement fossilisé des institutions états-uniennes avait grandement contribué à empêcher le président Biden de légiférer sur le climat. Bien que disposant d'une majorité dans les deux chambres, il n'avait pas réussi, en 18 mois, à faire passer la moindre loi de nature à mettre les États-Unis en phase avec leurs engagements au titre de l'Accord de Paris. Deux sénateurs démocrates en particulier, Joe Manchin, élu en Virginie occidentale, récipiendaire de généreuses donations des intérêts pétroliers et charbonniers, et Kyrsten Sinema, de l'Arizona, connue pour sa proximité avec les milieux du *private equity*, avaient mis en échec les tentatives de l'administration de faire adopter le paquet de mesures dit « Build Back Better ». Cette promesse de campagne de Biden consistait à adopter un vaste plan de relance post-Covid qui serait en même temps un chantier pharaonique d'infrastructures d'action climatique.

La surprise a éclaté en plein été. À l'issue de tractations secrètes entre le leader démocrate au Sénat, Chuck Schumer, et le sénateur virginien, connu pour son irréductibilité éhontée et son yacht sur le Potomac, un compromis baptisé « Inflation Reduction Act » (IRA) était annoncé, puis adopté la semaine dernière. Le savant montage, disparate comme peuvent l'être

les résultats de marchandages budgétaires, comporte un volet climatique d'un montant de quelque 370 milliards de dollars sur dix ans. Celui-ci devrait permettre, notamment, de favoriser l'acquisition de panneaux solaires ou de véhicules électriques. Par ailleurs, il prévoit une réduction significative du prix des médicaments. Le bureau d'études Rhodium Group a calculé qu'il réduirait les émissions américaines de gaz à effet de serre de 31 à 44 pour cent d'ici 2030 par rapport aux niveaux de 2005, contre une réduction de seulement 24 à 35 pour cent avec les politiques existantes. Les dépenses sont financées par un alourdissement de la fiscalité sur les entreprises. Mme Synema a extrait des concessions en faveur de ses amis investisseurs et, cela ne s'invente pas, une rallonge pour un programme de lutte contre la sécheresse dans son État. M. Manchin a obtenu, entre autres cadeaux à ses soutiens, l'engagement d'une reprise de l'octroi par l'État fédéral de permis de forage d'hydrocarbures.

Cette provision en dit long sur le caractère schizophrénique de l'IRA. Elle revient, face à une baignoire qui menace de déborder, à ouvrir plus grand le robinet en même temps qu'on essaie de la vider. Pour autant, ne boudons pas notre plaisir : c'est, ne l'oublions pas, la première fois que les États-Unis, dont le président précédent avait pris la décision ahurissante de quitter l'Accord de Paris, adoptent des mesures législatives significatives pour décarboner leur économie. La plupart des activistes climatiques ne s'y sont pas trompés. Tout en critiquant les contradictions inhérentes à ce paquet mal ficelé, entaché d'injustices et clairement insuffisant (« il verse de l'huile sur le feu », a commenté Greenpeace), ils ont salué le tournant historique qu'il représente et voué de poursuivre le combat. ●



Le sénateur Joe Manchin

370 milliards de dollars pour le climat, un tournant historique aux États-Unis



Haus des
Luxemburger
Chefingenieurs
der Gortliwka Hütte

Die „zehnte Provinz“ Belgiens

Bodo Bost

Am Ende des 19. Jahrhunderts war der heute umkämpfte Donbass das Zentrum der russischen Schwerindustrie. Diese wurde vor allem von Belgiern aufgebaut und in deren Gefolge auch von Luxemburgern

Während die Ukraine um ihr Überleben kämpft, kämpft sie auch um ihren Platz in der europäischen Familie. Das europäische Erbe der Ukraine reicht Jahrhunderte zurück: Erst durch ihre Anbindung an den Westen wurde die Ukraine zum Zentrum der industriellen Revolution des Zarenreichs. Angetrieben wurde dieser Wandel von einer Gruppe belgischer Ingenieure, Unternehmer und Arbeiter, darunter auch einige Luxemburger.

Der sowjetische Staats- und Parteichef Nikita Chruschtschow antwortete 1959 bei einem Besuch in den USA, auf die Frage über seine Herkunft: „Bis ich fünfzehn war habe ich als Viehhirte gearbeitet. Dann habe ich in einer Fabrik gearbeitet, die den Deutschen gehörte, dann in einem Bergwerk der Franzosen und dann in chemischen Fabriken, die den Belgiern gehörten“. Mit diesen chemischen Fabriken meinte er die des Belgiens Evence Coppée. Der Hüttenbaron Evence Coppée aus Mons war seit 1887 im Donbass tätig, wo er Hunderte von Hochöfen für die Koksverhüttung bauen ließ. Als der belgische Außenminister Paul Henri Spaak 1961, wenige Tage nach dem Berliner Mauerbau, zu Besuch in Moskau war, erkundigte sich der damalige Sowjetchef Nikita Chruschtschow (1894-1971), der als Ukrainer im russischen Grenzgebiet Kursk geboren worden war, nach dem Befinden des Baron Coppée, seinem früheren Arbeitgeber.¹

Dass im eher agrarisch strukturierten Russland 1917 eine Arbeiterrevolution ausbrach, dazu haben nicht so sehr Lenin und Stalin die Vorarbeit geleistet, sondern die zahlreichen vor allem belgischen Unternehmen, die zuvor ein Millionenheer von russischen Arbeitern in ihren Fabriken eingestellt hatten. Kohle hatte ein Engländer bereits 1723 im Donezgebiet entdeckt, 1870 hatte der Waliser John James Hughes die drei notwendigen Elemente der Schwerindustrie – Eisenerz, Kohle und Schienentransport – zusammengefasst, und neben einer einsamen Hirtensiedlung das Dorf Yuzovka, die heutige Millionenstadt Donezk gegründet. Kohle und Metallurgie wurden zu Motoren der Entwicklung.²

Um die Fabriken zu planen und zu bauen, waren seit 1880 Heere von belgischen Arbeitern und Ingenieuren nach Süd-Russland gezogen, insgesamt 20 000 sollen es um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert gewesen sein. Belgische Firmen waren in fast allen Bereichen tätig, angefangen jedoch hatten die belgischen Investitionen beim großen Boom des Eisenbahnbaus in diesem riesigen Land. Ab 1860 wurde nach der Aufhebung der Leibeigenschaft, die ein Heer von Landarbeitern freistellte, das zaristische Russland von einer neuen Industrialisierungswelle erfasst, die sich vor allem auf die Entwicklung von Bergwerken und die Schwerindustrie konzentrierte.

In der Hochphase des Infrastrukturaufbaus gab es eine komplette belgische Infrastruktur vor allem im heute heftig umkämpften Donezgebiet, mit belgischen Handwerkern, Ärzten, Advokaten und sogar katholischen Kirchen. Mit über 166 Unternehmen war das kleine

Zwei Drittel der Investitionen im Donezbecken gehörten belgischem Kapital. Es gab sogar einen direkten Zug von Brüssel in den Donbass

Belgien der größte ausländische Investor im riesigen Zarenreich: 41 Prozent des ausländischen Kapitals im damaligen Russland stammte aus Belgien. Seit dem 1890er Jahren herrschte an der Brüsseler Börse das „russische Fieber“.

Die Industrialisierung des Donbass begann in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Die Europäer, darunter auch Luxemburger, gaben den Anstoß zur industriellen Entwicklung in Städten des Donbass wie Donezk, Luhansk, Druschkiwka, Enakievo, Selidowo, Mariupol, Konstantinowka, Horliwka, Debalzewe, Torez, Kramatorsk und Lisitschansk. Das Zarenreich brauchte neue Technologien und eine moderne Schwerindustrie, um seinen militärisch-industriellen Komplex neu auszurüsten. Und in den 1890er Jahren war Belgien das erste Partnerland, das eine komplette Kohle- und Stahlindustrie und ein einheitliches Eisenbahnsystem in der heutigen Ukraine aufbaute. Belgische Investoren investierten 550 Millionen Goldfranken in diese steppen- und wüstenähnliche Region. In heutigem Geld waren das mehr als 5,5 Milliarden Euro. Diese „belgische Provinz“ hatte ihr Zentrum in Luhansk. Im Jahr 1900 gab es im Donbass etwa 300 Unternehmen im Besitz von ausländischen Investoren. Im Jahr 1913 entfielen 70 Prozent der Kohleförderung im Donbass und 86 Prozent der Erzförderung auf ausländisches Kapital. Belgien war zu jener Zeit die drittgrößte Industriemacht der Welt. Zwei Drittel der Investitionen im Donezbecken gehörten belgischem Kapital. Es gab sogar einen direkten Zug von Brüssel in den Donbass.

Die Zaren schätzten die belgische Expertise. Das Königreich war seit 1839 neutral und galt daher als zuverlässigerer Partner als der Industriegigant Großbritannien. Dazu kam, dass Großbritannien und Frankreich zwischen 1853-56 gegen Russland im Krimkrieg

geköpft hatten und Konkurrenten des Zarenreiches in Asien waren. Belgien war eines der ersten europäischen Länder, das eine auf Kohle, Metallurgie und Eisenbahntechnologie basierende Industriewirtschaft einführte, aber zwischen 1873-1882 erlebte Belgien selbst eine große Industriekrise. Für enttäuschte Investoren, aber auch für Ingenieure und Unternehmer kam der Aufbruch nach Osten gerade zur rechten Zeit. Als erstes reagierte die Firma Cockerill. Im Jahr 1886 gründete sie die „Société Dniéproviennne du Midi de la Russie“. Die Ingenieure F. Enakiev, B. Yalovetsky und belgische Geschäftsleute gründeten 1895 die Russisch-Belgische Metallurgische Gesellschaft (Kurz „Russo-Belge“ genannt), die in der Nähe der Siedlung Fedorovka ein neues Eisenwerk errichtete. Um das Werk herum wurden Kohlegruben eröffnet, und in der Nähe entstanden Siedlungen, die 1898 zu einer einzigen zusammengelegt wurden, die nach dem Gründer der Russo-Belge „Enakievo“ genannt wurde. Der Schriftsteller Alexander Kuprin, der 1896 in der Fabrik arbeitete, beschrieb das Leben der Arbeiter in dieser Fabrik in seinem Roman *Moloch*, es war einer der ersten Arbeiterromane, der später in der Sowjetunion viele Auflagen erleben sollte. Bis zum Ersten Weltkrieg entstanden in Enakievo eine Reihe weiterer Fabriken, darunter eine Kokerei, eine Ziegelfabrik, eine Brauerei und eine Butterfabrik. Das Werk Enakievo wurde zu einem der größten Eisenwerke im Süden des Zarenreiches. Im Jahr 1913 produzierte es 350 000 Tonnen Eisen und 316 000 Tonnen Stahl. Enakievo liegt zwanzig Kilometer von Donezk entfernt. Direkt neben Enakievo, (heute Jenakijewo) entstand mit den „Charbonnages de Gorlovka“ (heute Horliwka) ein weiterer großer Industriekomplex, in dem viele Luxemburger arbeiteten.

Die Dniéproviennne war ein Joint Venture mit einem russisch-polnischen Stahlwerk, was Cockerill einen 25 Prozent Markt für Schienen im Zarenreich sicherte. Das Unternehmen war äußerst erfolgreich: Bei einer Kapitalisierung von 13 Millionen belgischen Goldfrancs erhielten die Aktionäre in den ersten fünf Jahren 5,5 Millionen an Dividenden, um 1900 waren es bereits 13 Millionen. Um seine Position zu festigen, gründete Cockerill das Bergbauunternehmen Almaznaja (in der Nähe von Kriwoj Rog) und die Nicolaieff-Werft bei Odessa. Die guten Nachrichten erschienen auf den Titelseiten der belgischen Zeitungen, und der Kurs der Dniéproviennne Aktien in Brüssel stieg von 500 auf 6 700 belgische Goldfrancs.

1892 führte eine weitere Finanzkrise in Belgien zu einem regelrechten Exodus in das Donezbecken. Die Société générale, die Stahlwerke von Angleur, Espérance-Longdoz, Ougrée und Providence eilten nach Russland, um die Cockerill-Formel zu kopieren, und kauften Bergbaukonzessionen. Luhansk, Donezk, Charkiw und Jekaterinoslaw (heute Dnepro) – diese Namen riefen bei den Anlegern eine Stimmung hervor, der dem Goldfieber in Kalifornien ähnelte, man könnte sie auch mit dem Boom von Technologieaktien in den 1990er Jahren vergleichen. Anders als bei Dniéproviennne konnten sich die Unternehmen in den 1890er Jahren nicht auf staatlich garantierte Aufträge verlassen, während der Wettbewerb

um die Vorkommen und die Ungeduld der Aktionäre die Preise für die Konzessionen in die Höhe trieben ... aber die Aktienkurse stiegen zunächst noch.

Im Jahr 1900 kontrollierten ausländische Investoren 45 Prozent der russischen Wirtschaft. In den Sektoren Bergbau und Metallurgie lag der Anteil bei 72 Prozent. Das Donezbecken war das unbestrittene Zentrum der wirtschaftlichen Aktivitäten und beherbergte fast die Hälfte der ausländischen Unternehmen, vor allem aus Belgien: 17 Kohlebergwerke und Eisenerzgruben sowie 38 metallurgische Betriebe. Eine Zählung der Bergbauindustrie ergab, dass die fünf größten belgischen Bergbau-Unternehmen mehr als 22 000 Bergleute beschäftigten. Belgische Metallurgen machten den Donbass zum Zentrum der Schwerindustrie in Russland. Dabei waren auch Luxemburger mit von der Partie.

Als erster Luxemburger war der Echternacher Ingenieur Hubert Loser (1874-1951) ab 1899 in Luhansk in der Ukraine tätig.³ Er wurde Direktor der Fonderie de Lougansk, einer Gesellschaft des „Crédit Générale Liégeois“ und der Hochöfen von Rümelingen. Auch Jean-Nicolas Rausch aus Aspelt⁴, war in Uspensk bei Luhansk beschäftigt. In der Nähe von Donezk überwachte Léon Brasseur den Bau und die Instandsetzung des Eisenwerks Taretzkoje in Druschkovo und Ernest Servais (1866-1935) arbeitete als Ingenieur beim Hüttenwerk in Enakievo. In Mariupol war der Luxemburger Eugène Pellerin (1870-1939) als Geschäftsführer eingesetzt. Auch die Luxemburger Maurice Godchaux (1873-1935) und Mathias Olinger (1866-1924) waren Direktoren von Stahlwerken in der Ukraine.⁵ Der Stadtluxemburger Albert Becker (1870-1920) der seit dem 1. März 1904 in Russland für die belgische Petroliumfirma Akhwerdoff in Grosny tätig war,⁶ starb am 14. September 1920 in einem bolschewistischen Gefängnis im Kaukasus während den Wirren des russischen Bürgerkriegs; er wollte das Unternehmen auch in schwierigen Zeiten nicht verlassen. Auch die starke Einwanderung aus dem untergegangenen russischen Zarenreich nach Luxemburg, wo nach 1922 in Mertert und Wiltz zwei russisch-kosakische Einwandererkolonien entstanden, hatte nach den Forschungen der Historikern Inna Ganschow mit der starken Präsenz Luxemburger Pioniere seit 1890 in den russischen Kosakenregionen zu tun.

Die belgische Präsenz im Donezbecken war in erster Linie ein wirtschaftliches Phänomen, hatte aber auch tiefgreifende Auswirkungen auf die soziale und kulturelle Entwicklung. Vor 1870 waren die Steppen der Ostukraine fast menschenleer. Allein zwischen 1890 und 1900 verdreifachte sich die Bevölkerung von Dnipro, die von Yuzovka (Donezk) vervielfachte sich. Um die Betriebe herum entstanden Arbeiterdörfer mit Schulen, Kirchen und Krankenhäusern. In Makeevka und Enakievo im Donbass und Odessa entstanden frankophone Pfarreien für die zumeist belgischen Arbeiter.⁷ Für belgische Ingenieure und Meister bauten die Unternehmen separate Dörfer mit großen Häusern im „belgischen Stil“, mit dem dazugehörigen Luxus. Aus dieser strikten Trennung zwischen russischen Arbeitern und belgischen Managern resultierte die zukünftigen sozialen Konflikte, die in die Oktoberrevolution mündeten. Als die russische Regierung sich 1900 gezwungen sah, die Stahlbestellungen auszusetzen, wurde der russische Traum der belgischen Investoren zu einem Albtraum. Die riesigen, gerade fertiggestellten Anlagen waren auf einmal nutzlos, die Preise für Stahl, Roheisen und Kohle fielen drastisch, die Aktienkurse teilweise um 90 Prozent. Russland geriet in eine lange soziale und politische Krise bis zur Oktoberrevolution. Mehrere belgische Unternehmen gingen in Konkurs oder wurden von der Konkurrenz übernommen.

Die sozialen Beziehungen zwischen einer unzufriedenen russischen Arbeiterklasse und isolierten ausländischen Managern verschlechterten sich immer weiter. Der Erste Weltkrieg und die bolschewistische Revolution im Jahr 1917 beendeten die belgische Präsenz im Donezk, hinterließen aber ein industrielles Erbe, das bis jetzt noch immer sichtbar ist, aber immer mehr heute von russischen Truppen zerstört wird, vor allem in der Stadt Lyssytschansk, wo 1786 das erste Bergwerk der Region entstand und die belgische Präsenz besonders stark war. Wegen den großen Verlusten seiner Unternehmer kannte Belgien das sowjetische Regime erst 1935 offiziell an, als eines der letzten europäischen Länder. ●

Quellen:

Wim Peeters, Jérôme Wilson, *L'industrie belge dans la Russie des tsars*, Liège : Éd. du Perron, 1999

Elisabeth Calmes, „Jean-Nicolas Raus (1876-1926): Ingénieur luxembourgeois, en Russie et en Pologne“, [S.L.] : [E. Calmes], [2017]

¹ Léon Dubois, Lafarge Coppée, *150 ans d'industrie*, Belfont, 1988

² Theodore H. Friedgut, *Iuzovka and Revolution*, Volume 1, Princeton, 1989, Seiten 13 ff.

³ Inna Ganschow, *100 Jahre Russen in Luxemburg*, Luxembourg, 2020, Seiten 37 ff.

⁴ Bodo Bost, Albert Becker (1870-1920). „Opfer der Oktoberrevolution“, *Lëtzeburger Journal*, 14. September 2020

⁵ *Luxemburger Wort*, 16. Dezember 1896

⁶ *Obermosel Zeitung*, 6. Januar 1921

⁷ Pettinaroli, Laura, „Prêtres et religieuses français en Russie“, In: La France et les Français en Russie: Nouvelles sources et approches (1815-1917), Paris: *Publications de l'Ecole nationale des chartes*, 2011

EXPOSITION



Faites du bruit

L'histoire de la musique rock passe par celle de son instrument emblématique : la guitare électrique. L'exposition *Live, breathe and sleep guitars* vient d'ouvrir au Skip à Belval (jusqu'au 9 octobre) et met à l'honneur la collection de Luc Henzig, un passionné de cet instrument (photo : Agence Blitz). Le collectionneur se dit à la fois « conservateur de la mémoire » et « l'acteur d'histoires ». Une quarantaine de guitares illustrent le parcours de l'instrument mythique qui a façonné le rock, lui a donné ses sonorités spécifiques et son identité. Les débuts de la guitare électrique reviennent à une expérimentation sur des guitares acoustiques que la compagnie Gibson a eu l'idée d'équiper, dans les années vingt, d'un amplificateur électronique, et par là rendre techniquement possible une résonance nouvelle. Le premier volet de l'exposition est intitulé *Getting Loud*. Il revient sur ce point de départ historique qui consistait d'abord à amplifier, à gagner en sonorité.

Une démarche dont Leo Fender fera son cheval de bataille dans les années cinquante, en utilisant le corps plein de la guitare. Il a construit des merveilles qui sont depuis entrées dans l'histoire : les Fender Broadcaster et Telecaster. Le développement technique et commercial est retracé dans la suite de l'exposition, appelée *Big Three*. Les noms à jamais inscrits dans les annales : Gibson, Les Paul, Fender, la trinité de l'univers des cordes métalliques vibrantes. L'instrument n'a cessé d'évoluer depuis. Il a trouvé ses héros, ses légendes, des sons nouveaux : Hendrix, Page, Joe Bonamassa. L'exposition y consacre sa troisième partie *Workhorses*. La puissance, la facilité, les possibilités mélodiques d'instrument en font un outil de travail pas comme les autres. Et au-delà d'outil de travail, un médium, un canal, transformé sous les doigts de Jimi Hendrix en un instrument « qui lui permet dire tout ce qu'il a à dire ». Le collectionneur Luc Henzig, également président de la Rockhal passé par PWC, la Chambre de commerce et aujourd'hui au ministère de l'Éducation nationale, espère que l'exposition soit « une porte ouverte sur les rencontres » avec d'autres passionnés. La partie *Collector's stories* qui lui est consacrée et complète l'exposition, raconte ses souvenirs et jette un pont vers le présent. Les concerts, les tables rondes, les concerts et *jams sessions* auront lieu durant l'exposition, en sa présence, pour faire revivre l'histoire. Un clin d'œil à Hendrix quand il évoquait : « J'aurais aimé qu'il y ait des guitares électriques dans les champs de coton au bon

vieux temps. Beaucoup de choses auraient été résolues. » ai

ÉVÉNEMENT

Magie d'une nuit d'été

Envisager un nouveau festival comme un songe d'été, où la fantaisie et l'imaginaire ont toute leur place, où l'inspiration internationale n'empêche pas de privilégier les artistes locaux, voilà le rêve devenu réalité avec le *Summerdream* de Steinfort, ce week-end. Un festival de musique, de théâtre et de cirque, un rassemblement d'ateliers mis en place par les équipes de la commune et des associations locales Aktikulti et Kultur Steinfort avec une pléiade d'artistes. Dès la fin de l'après-midi, des ateliers feront des petits les grands créateurs. Au programme de cette première édition, on trouve aussi des lectures avec Cathy Clement, Christiane Kremer et Sven Kiefer et Corinna Preisberg pour faire envoler l'imagination des plus jeunes. Pour les enfants et les adultes, l'art du cirque sera à portée de main. Martine Conzemius, Irina Chechulina et Joe Del-Toe émerveilleront ceux que la magie du cirque et le comique tendre des clowns enchantent. Les elfes, les fées, les sorcières habiteront la forêt avec le spectacle *Magic Forest*. Les musiques au pluriel retentiront sur scène. Un feu d'artifice sonore sera lancé par les pyromanes d'atmosphères

sonores et retentissantes Hunneg-Strëpp et the Ferocious Few, Silk & Sonic, The X, Dan Mailliet & Tom Heck, Duo Kiasma, Mafalda, Anna Sehl et Max Wirth tout au long de la soirée. Changement de décor pour croiser les arts et créer une ambiance particulière, celle d'une rencontre entre l'accordéoniste Frin Wolter, le violoncelliste Pierre Fontenelle, la plasticienne Marie-Josée Kerschen et l'auteur Jeff Schinker, les magiciens des mots, des sons et des formes. La jeune scène artistique a été conviée après un appel à participations. Aussi, Anouck Flesch et Charlotte Payet verront leurs œuvres exposées tandis que Dave Beharry, Faye, Hands on Mars, Sébastien Thiry se produiront sur scène. Une nuit d'été enchanteresse. ai

MUSIQUES

Réminiscences résonnantes

What counts, premier titre d'un futur EP de Sacha Hanlet aka Them Lights vient de sortir. L'auteur compositeur le décrit ainsi : « Ce titre parle de la douleur d'être son pire ennemi. Le parasite de votre esprit qui vous ronge de l'intérieur et vous empêche de devenir la meilleure version de vous-même. » Avant de composer ses propres sons, le musicien a été pendant deux décennies le batteur du groupe de math-rock Mutiny on The Bounty. Multi-instrumentaliste, chanteur, producteur, il a un

large éventail de genres dans son répertoire : de l'électro pulsée, la pop sombre ou R'n'B soul. Le compositeur explore ces sonorité comme un tunnel transpercé des flashes qui ramènent à la lumière des résonances insoupçonnées. À moins que cela ne soit le résultat d'un face-à-face de l'artiste qui transpose ses souvenirs en sonorités nourries de son amour pour les arpèges, les synthétiseurs des années 80 et le groove. Sacha Hanlet (photo : Shade Cumini Rares Matei) est artiste associé en résidence à la Kulturfabrik, « l'opportunité rêvée de faire la musique le plus professionnellement possible », selon lui. Depuis 2021 et jusqu'à 2024, il est soutenu par l'équipe de la Kulturfabrik et ses partenaires dans son projet qui allie l'écriture, la composition, l'identité visuelle et la scénographie. L'enregistrement de *What counts* a été réalisé dans les studios de la Kufa, un lieu où il se sent chez lui et qu'il a fréquenté durant seize ans, à l'époque de Mutiny on The Bounty. Un retour sur les lieux familiers et une coopération qui mènera à une série de *singles* et un premier spectacle dont l'homme derrière Them Lights sera la tête d'affiche. ai



NOMINATION

Josée Kirps,

La directrice des Archives nationales de Luxembourg vient d'être élue présidente du Conseil international des archives (ICA). ICA a été créé par l'Unesco en 1948 avec pour mission de promouvoir la préservation et l'accès aux archives dans le monde entier et de contribuer à la sauvegarde et à l'enrichissement de la mémoire du monde. Josée Kirps (photo : Christian Aschmann) est titulaire d'une maîtrise d'histoire et d'une licence en lettres modernes. Elle dirige les Archives nationales de Luxembourg depuis 2003. Elle est également à la tête de l'Association internationale des archives francophones. Josée Kirps prend le poste de présidente de l'organisme pour quatre ans. Son élection est saluée par la ministre de la Culture Sam Tanson qui dans son message de félicitations rend hommage à son « talent inné pour rassembler des personnes » et à ses « grandes compétences professionnelles ». ai

CARNET NOIR

Lucien Kroll,

Il était l'un des architectes les plus importants et les plus sous-estimés de la fin du modernisme. Lucien Kroll est décédé le 2 août à l'âge de 95 ans. Né en 1927 d'une mère luxembourgeoise, le Belge avait développé, dès les années 1970, des concepts participatifs et écologiques qui sont aujourd'hui remis sur le devant de la scène. La « Mémé » (pour maison médicale) au sein d'un campus hospitalier de Bruxelles est sans doute la réalisation la plus connue. Vue de l'extérieur, c'est un assemblage chaotique de matériaux disparates, mais elle résulte de la volonté des étudiants de l'école de médecine de s'opposer à la modernité creuse de l'hôpital voisin. On doit à l'atelier d'Architecture Simone & Lucien Kroll qu'il avait fondé avec sa femme, des bâtiments scolaires, des quartiers et divers ensembles d'habitations en Belgique, en France et aux Pays-Bas... L'atelier Kroll a ainsi développé une boîte à outils architecturale et écologique pour réagir intelligemment aux changements d'orientations. De plus, des extensions définies par les habitants eux-mêmes permettaient de maintenir la cité en vie. Plusieurs architectes du Luxembourg l'ont côtoyé lors de leurs études à Bruxelles et témoignent de son humanisme et de son engagement. fc

Land

12.08.2022



FESTIVAL

Le lac électronique

Après trois ans de pause, la jeunesse revient au bord du lac d'Echternach pour trois jours des concerts ce week-end. La 25^e édition du festival e-Lake reprend avec une programmation « plus attractive et plus spectaculaire encore », annoncent fièrement ses organisateurs. En un quart de siècle, la modeste manifestation locale, conçue par le Club des jeunes d'Echternach pour animer leur été, a grandi et a pris de l'ampleur, pour se targuer aujourd'hui de la qualité de « plus grand et plus important parmi tous les événements de ce genre organisés au Luxembourg », avec 22 000 spectateurs attendus. La simplicité et l'efficacité sont les mots d'ordre des organisateurs d'e-Lake, déclinés en six piliers : l'offre de qualité, la gratuité, le cadre exceptionnel, le soutien d'artistes, le financement viable et le respect de l'environnement (photo : Sven Becker). La légèreté d'un festival d'été organisé par les jeunes pour les jeunes n'exclut pas le sérieux d'une structure solide sur laquelle il repose. Selon la tradition, l'offre variée est répartie sur les trois jours du week-end. Les concerts rock, pop et hip hop ont lieu sur deux scènes. À l'affiche de ce vendredi soir, entre autres, Die Orsons, Antilopen Gang, 257ers, De Lääb, 1986zig ou Maz. On poursuit avec la journée marathon de « 12 heures electronica », samedi avec les grands maîtres des platines, les DJs Paul van Dyk, Simon Patterson, Will Atkinson et Julian Jewel de la scène internationale

et une quinzaine des DJs du pays. L'après-midi du dimanche est consacré aux groupes luxembourgeois. Hunneg-Strëpp, Schëppe Siwen, Toxkääp, gonZo, DJ Dee et Plemme Plemme Soundsystem feront onduler les vagues du lac pour le bonheur de la foule. L'originalité du e-Lake consiste en une alliance insolite : faire résonner les tendances musicales dans un cadre vert de la Petite Suisse. Et ce cadre naturel, on tient à ce qu'il reste intact, peu importe l'euphorie et l'enthousiasme des festivaliers, la sobriété est demandée quand il s'agit des déchets, des produits vendus, du plastique – banni de l'événement – ou des transports en commun pour y accéder. Les membres du Club des jeunes d'Echternach donnent sans compter ou plutôt en faisant leurs comptes minutieusement ; ils se débrouillent pour trouver des partenaires, des sponsors ainsi que des nombreux bénévoles afin de préserver la gratuité du festival. Un choix porteur du succès qu'ils ne souhaitent pas remettre en question. Au contraire, offrir la musique à tous les jeunes reste le credo des organisateurs. Pour que la fête de la musique, des lumières et de la jeunesse continue à rayonner sur la région. ai

Guerre et paix

Marianne Brausch

Une image suffit à Frans Masereel pour résumer les horreurs de la guerre, la valeur de la paix et du dialogue pacifique entre les hommes



Trois panneaux illustrant la guerre dans le hall du Musée national de la résistance et des droits humains par le lithographe pacifiste Frans Masereel

La guerre déclenchée en Ukraine en février, aux portes de l'Europe, rappelle brutalement que les années sans conflit sont une exception. Dans ce contexte, il n'est pas inutile de rappeler au jeune public, parfois peu au fait des affres terribles du siècle passé, que la Première guerre mondiale a été une boucherie où les hommes se battaient face à face sur les champs de bataille et que la Seconde guerre mondiale fut celle du fer et du feu avec les tanks sur le terrain et les avions dans le ciel. Le leur rappeler à travers la bande dessinée, un moyen d'expression qui lui est familier, est plus pertinent encore. Et l'exposition *Frans Masereel, Idée de Paix*, première exposition temporaire du musée de la Résistance qui bénéficie de la rénovation de l'ancien bâtiment et de l'extension des espaces (*d'Land* du 08.10.2021) joue cette carte.

La vraie vie de Masereel s'est parfois rapprochée de sa vie de papier

Frans Masereel (Blankenberghe 1889 -Avignon 1972), dessinateur et lithographe d'exception, savait résumer ces horreurs en une image. Dès avant et durant la Première guerre mondiale il s'engagea

pour la paix entre les peuples (ce qui lui valut de perdre sa nationalité belge pour fait de désertion), puis illustra durant les années 1920 et 1930 des textes d'écrivains qui partageaient son combat (dont Thomas Mann et Stefan Zweig). Il a vécu la montée du fascisme en Europe – ses publications furent interdites par les nazis –, puis la guerre. Cet intellectuel anti-guerre avait connaissance de l'unanimité, prôné par le poète américain Walt Whitman (1819-1892). Cette notion de tempérance, dans une Europe où les nations défendaient l'honneur de la patrie au prix de la guerre, était celle des cercles littéraires et journalistiques que fréquentait Masereel. Puis, il fit la connaissance de l'écrivain pacifiste Romain Rolland (1866-1944), dont il partageait l'idéal d'entente entre les peuples.

À ce titre Frans Masereel enseigna dès 1947 dans une école allemande, la Hochschule für Bildende Künste à Sarrebruck, deux ans seulement après la fin de la Seconde guerre mondiale. Cet engagement fut de la part de Masereel l'accomplissement de plus de vingt années de lutte anti-guerre et sociale. Cela avait commencé à Paris vers 1910 où il avait fait la connaissance de l'écrivain anarchiste Henri Guilbeaux. Masereel déserteur et Guilbeaux, objecteur de conscience, se retrouvèrent exilés en Suisse. Là, pour la revue *Les Tablettes* d'abord, puis dans le quotidien *La Feuille*, Masereel illustra chaque jour avec un dessin en une, non seulement les faits meurtriers du conflit, mais la désinformation mensongère des hommes politiques et des journaux patriotiques, qui faisaient des jeunes hommes de la chair à canon.

Masereel n'a que 26 ans quand paraissent les recueils de ses premiers bois gravés : *Debout les Morts* et *Les Morts parlent* (1917), puis *25 images de la passion d'un homme* (1918), suivi en 1919 par *Mon livre d'Heures*, *Le Soleil* et en 1920, *Idée, Sa naissance, sa vie, sa mort*. Dès 1918, il travaille aussi sur les bois de *La Ville*, qui paraîtra en 1925. Frans Masereel avait retenu de son compatriote le poète belge Émile Verhaeren (1855-1916), dans *Les Villes tentaculaires*, que la grande ville était un lieu de plaisirs, de rencontres certes, mais aussi le creuset des inégalités sociales. Masereel représentera les ouvriers des usines en masse compacte, exploités et revendiquant leurs droits sociaux. Un personnage singulier, qui est son alter-ego, cherche à atteindre le soleil, dont la lumière éclatante équivaut à l'idéal pacifiste. « L'homme nouveau » serait celui de l'Union Soviétique – il s'y rendit plusieurs fois. Sympathisant communiste, il participa à la Troisième Internationale, donna des leçons de dessin à des soldats Républicains espagnols.

On terminera ce préambule biographique avec une autre justification pour cette exposition : Frank Schroeder, directeur du Musée de la résistance et des droits humains et Olivier Bouton, responsable des projets culturels, prouvent à travers cette exposition que Frans Masereel, qui qualifiait lui-même ses recueils d'images de « romans sans paroles », peut être considéré comme l'ancêtre des pointures de ce que l'on appelle aujourd'hui le roman graphique comme Art Spiegelmann (*Maus*) ou Marjane Satrapi (*Persepolis*). Le roman graphique est souvent le résultat d'une expérience difficile. Le dessinateur syrien réfugié en France, Hamid Suleiman avait été pressenti pour illustrer la vie de Frans Masereel pour l'exposition à Esch. Après le succès fulgurant de son *Freedom Hospital* en 2016, cette rencontre aurait été exceptionnelle et retentissante pour le musée eschois. Cela ne s'est finalement pas fait. Et c'est bien dommage car l'exposition s'en trouve appauvrie, même si les commissaires ont pu recourir

aux documents de la Frans Masereel Stiftung de Sarrebruck et bénéficier de prêts de collections privées.

On est obligé de relever des incohérences., sans doute dues à la hâte de la scénographie montée en six semaines. C'est gênant pour la compréhension chronologique du parcours pacifiste, anti-guerre et engagé de Masereel. Ainsi des illustrations de *Fairfax*, présentées dès le hall d'entrée du musée alors qu'elles datent des années 1920. Masereel illustre une nouvelle de l'écrivain allemand Carl Sternheim sur les profiteurs de la guerre, les grands industriels militaristes. Autre incohérence : l'utilisation d'écrans électroniques pour faire défiler en grand l'œuvre de Masereel, alors que ses bois gravés ne mesuraient que 8,7 sur 11,2 cm. Ce procédé d'animation est antinomique avec le travail manuel exceptionnel de Masereel...

On retiendra donc surtout que l'exposition montre de Masereel sa vision pacifiste qui équivaut à atteindre le Soleil – et celle de Saturne, mortifère et guerrière, qui dévore ses enfants. En revenant sur le style de l'artiste, on voit *Idée*, un petit film muet (1932 avec le cinéaste Berthold Bartosch) projeté au rez-de-chaussée du grand hall, qui fait penser au cinéma expressionniste de Murnau ou de Fritz Lang. Les dessins de *Grotesk-Film* (1921) illustrant une société urbaine décadente et lubrique sont de la veine d'un George Grosz qui était d'ailleurs l'ami de Masereel. L'art des bois gravés de Masereel fait aussi penser aux images sans paroles du Moyen âge – ce que suggèrent d'ailleurs les titres de ses recueils *25 images de la passion d'un homme* et *Mon livre d'Heures*. *Le Gourmand* (bois gravé, 1923), à voir au sous-sol de la nouvelle aile du musée, a la truculence des représentations populaires flamandes. On y voit nettement le squelette (en blanc) sous le costume (noir) de ses personnages et sa représentation du profiteur de guerre qui s'empiffre.

Apocalypse de notre temps... La Seconde guerre mondiale fut bien le déluge de feu et de fer que Masereel avait pressenti. Il en rend compte avec des dessins à l'encre de Chine d'une densité extrêmement noire, où il ne reste aucune place pour le blanc, la lumière. On ne respire pas plus dans le récit de *Juin 40*, dont Masereel rend compte cette fois dans des aquarelles en couleurs. Jeté sur les routes avec la population civile fuyant les troupes nazies en juin 1940, on dirait qu'il s'en souvient comme d'un cauchemar en couleurs. La vraie vie de Masereel s'est parfois rapprochée de sa vie de papier. ●

Idée de Paix – Frans Masereel est à voir jusqu'au dimanche 14 août au Musée national de la résistance et des droits humains, Place de la Résistance à Esch-sur-Alzette

CONCERT

A god, a man, a ghost, a guru

Sébastien Cuvelier

La Rockhal a ouvert ses portes en 2005. Des milliers d'artistes s'y sont produits. On y a vu à peu près tous les styles, on y a vécu des grands moments, d'autres qu'on aimerait oublier. Des entreprises y ont organisé leur sauterie annuelle, les enfants s'y sont défoulés à la vue de chiens pompiers ou policiers, la pandémie l'a transformée en centre de crise. Le son inégal, le manque d'âme de l'endroit ont été pointés, entre autres critiques, parfois justifiées. Et puis ce 2 août 2022, Nick Cave a pour toujours changé le narratif. Accompagné de ses fidèles Bad Seeds, l'Australien a offert le concert de toute une vie. Une prestation d'une intensité folle, au son étonnamment cristallin, qui restera sans doute à jamais le point d'orgue d'un lieu devenu subitement indissociable de l'expérience.

En 2000, Johnny Cash sortait le troisième chapitre de ses fabuleux American Recordings : *Solitary Man*. Il y reprenait *The Mercy Seat*, morceau d'ouverture de *Tender Prey*, cinquième album de Nick Cave & The Bad Seeds sorti en 1988. L'Australien, fortement influencé par la musique du sud des États-Unis, n'a jamais caché son admiration pour Johnny Cash, l'une de ses références ultimes. Cette reprise d'un morceau signature de son répertoire a dû valider tous les doutes qui lui restaient peut-être. 22 ans plus tard, Nick Cave incarne l'idole, celui qui déroule en 2h30 une carrière d'une richesse ébouriffante, avec une énergie d'adolescent.

À mi-parcours de ce concert luxembourgeois, Nick Cave interprète *The Mercy Seat*, et je ne m'en suis toujours par remis. Pour mon voisin de droite, c'était peut-être *Tupelo*, pour ma voisine de gauche, le final époustoufflant de *Jubilee Street*. Telle est la tension dégagée par chaque intonation, chaque déhanchement de cet homme de 64 ans au costume trois-pièces bleu comme ses yeux, arpentant avec ses mocassins à boucles dorées la fine plateforme installée juste devant le public, inlassablement. Entre les incantations de *Higgs Boson Blues* et la cloche de *Red Right Hand* qui sonne comme le glas, Nick Cave soulève son public comme un prêcheur, à moins que ce ne soit un prophète, ou un dieu.

Les deux derniers albums de Nick Cave & The Bad Seeds ont été largement inspirés par le deuil consécutif à la mort accidentelle de son fils Arthur, 15 ans, tombé d'une falaise de Brighton sous l'influence de LSD. Cinq morceaux issus de ces deux albums cathartiques (le diptyque *Skeleton Tree* / *Ghosteen*) furent joués à Esch, dont le poignant *I Need You*. Ce mélange de tristesse et d'allégresse, exprimé par ce trio de choristes accompagnant les Bad Seeds pour la première fois depuis 2004, assoit la particulièrement exceptionnelle faculté de Nick Cave à convoquer espoir, ferveur et sentiments crépusculaires.

Trois des quatre premiers titres joués à la Rockhal sont issus d'*Abattoir Blues/The Lyre Of Orpheus*, enregistré justement avec cet accompagnement tirant sur le gospel. Quand on sait que Nick a perdu un autre fils récemment, Jethro, son aîné de 31 ans, atteint de troubles mentaux, on peut penser qu'il s'agit là d'un choix réfléchi, une manière de transmettre une certaine rage de vivre. « Get Ready for Love », hurle-t-il de sa voix barytone dès l'entrée fracassante du concert. L'amour, la mort, thèmes intemporels de ses chansons, traversent les générations, toutes présentes aux avant-postes.

La vie de Nick Cave est une tragédie à la puissance dramaturgique, dont il est le principal héros, accompagné de son meilleur second rôle, son compagnon de route, Warren Ellis. Là où Warren saute, tombe, virevolte, Nick empoigne les mains des premiers rangs, pose sa poitrine sur les dizaines de fans ne faisant qu'un avec leur idole, repère les enfants dans le public. Face à ces jeunes yeux pleins d'admiration, que pense à ce moment précis cet homme, lui qui a maintes fois flirté avec la mort à force d'excès autodestructeurs ?

Carnage, dernière étape en date de ce processus de reconstruction, co-signée avec Warren Ellis, fut également intégrée dans le répertoire. Les morceaux choisis (le titre éponyme, ballade dépouillée, et *White Elephant*, combinant puissance et veine dra-

matique, aux chœurs faisant écho aux titres ouvrant le concert), font presque office de respirations. Mais même ici, l'incarnation de Nick Cave est totale, la scène lui appartient. On a beau l'avoir déjà vu plusieurs fois, tel un Sergey Bubka du rock'n'roll, il bat ses propres records d'intensité, centimètre par centimètre, jusqu'à les rendre inaccessibles.

À l'heure où un concert est devenu une *commodity*, un produit de base aux codes souvent pré-établis, Nick Cave en a fait un produit

de luxe, mais accessible au plus grand nombre. Il a démocratisé la grâce, renforcé la sincérité, repoussé les limites de l'intensité, imaginé une scène au décor sobrement splendide, dans une forme la plus rock'n'roll qui soit. Près de quarante ans après le début de Nick Cave & The Bad Seeds, version presque édulcorée de l'ultra-violence de *The Birthday Party*, Nick Cave semble plus en forme et inspiré que jamais, une bête de scène dont on ne galvaude pas le nom. Il y a une réelle possibilité pour que ce concert soit le meilleur que vous n'ayez jamais vu, ou celui qu'il ne fallait pas rater. ●

« Get ready for love », annonce Nick Cave au début du concert



BEGEGNUNGEN AM MINETTTRAIL (4)

Mähen mit „Mäh“

Franziska Peschel

Mal läuft eine ganze Schafherde durch die Straßen von Düdelingen, mal steht sie gemächlich auf dem Lallenger Bierg – und schützt die Natur. Unterwegs mit dem Minetter Wanderschäfer

Es ist kurz nach acht Uhr am Morgen und Pol Kail läuft mit schnellen Schritten auf dem Hof herum. Er lässt den Subaru in der Garage an, parkt aus, springt wieder aus dem Wagen, spannt einen Anhänger ran, holt zwei Gitter, steigt wieder ein. „Fünf Schafe sind entlaufen. Die muss ich wieder einfangen“, sagt er knapp. Nur hundert Meter weiter erwarten ihn die Schafe in einer Ecke am Zauntor der Weide. Sie sind vom Hof gelaufen, über die Straße. Ein Schäfer hält sie in Schach. Ein zwei Monate alter Border Collie hüpfte um die Gummistiefel seines Herrchens im Kreis und in die Höhe. Pol Kail stellt ein Gitter neben den Anhänger, sodass die Schafe nicht daran vorbeilaufen können, und fährt sie dann im Anhänger auf den Hof zurück. Die Ausreißer sind einige der wenigen Schafe, die auf dem Hof leben. Sie haben Verletzungen oder stehen kurz vor der Schlachtung. Jede Woche werden etwa fünfzig von ihnen geschlachtet und an die Provençale verkauft.

Pol Kail leitet gemeinsam mit seinem Bruder Guy den Hof in Bergem. Dort stehen Kühe im Stall und in mit Heu ausgelegten Plastikboxen auf wackeligen Beinen kleine Kälber. Während Guy sich um Kühe und Milch kümmert, ist Pol für die Schafe zuständig. Vor fünf Jahren hat er seine Schafherde erheblich vergrößert und einen Wanderschäfer eingestellt. Seine Herde beweidet die ehemaligen Erzabbaugebiete im Süden. Die „Minetter Schof“ mähen das Gras auf natürliche Weise, mit ihren Mäulern. In Absprache mit der Administration de la Nature et des Forêts (ANF) beweidet Pol Kail die Gebiete nach einem Plan, der festlegt, auf welche Wiesen die Schafe wann dürfen. Die ehemaligen Erzabbaugebiete im Süden, der Lallenger Bierg, der Giele Botter in Niederkorn, die Haard in Düdelingen, sind für Luxemburg einzigartige Biotop. Wo der Boden abgetragen wurde, um an das Gestein zu kommen, und auch dort, wo die Schlacke abgelagert wurde, hat sich in den wenigen Jahrzehnten seit dem Ende des Erzabbaus nur eine dünne Humusschicht gebildet. Der Boden ist sehr nährstoffarm. Auf diesen Trockenrasen wachsen viele Orchideenarten und andere Blumen, die sonst in Luxemburg nicht zu finden sind. Die Blüten ziehen eine Vielfalt an Insekten an und die geschützte Heidelerche nutzt die Wiesen als Brutplatz. Den Biologen der ANF ist es wichtig, diese Lebensräume zu erhalten. Die Flächen müssen nährstoffarm bleiben.



Die Herde beweidet die ehemaligen Erzabbaugebiete im Süden

Wanderschäfer André Sobula: „Hier muss man nur rumstehen und ein bisschen gucken“

Erst nach der Hauptblütezeit im Frühling bringt Pol Kail die Schafe auf die Wiesen, die Brutplätze der Heidelerchen werden umzäunt, ebenso die paar Orchideenansammlungen, die noch in der Blüte stehen. Damit die Schafe den Boden nicht durch ihren Kot überdüngen, bringt der Wanderschäfer sie am

Abend zum Übernachten auf eine kleine umzäunte Wiese. „Die Nachtflächen sind komplett überdüngt“, sagt Pol Kail. Um die Anforderungen der Gebiete zu erfüllen, steht er im regelmäßigen Austausch mit der ANF. „Bei mir zu Hause nimmst du eine Weide, machst einen Zaun rum, fertig. Wenn die Weide abgefressen ist, bringst du die Tiere zur nächsten Weide. Hier dagegen muss immer ein Arbeiter da sein. Es gibt keine Zäune. Das ist mehr Arbeit. Auch wenn wir die Schafe durch Esch treiben müssen oder durch Düdelingen, ist das Arbeit.“ Außerdem hatte Pol Kail nur hundert Schafe, bevor er den vorherigen Wanderschäfer im Minett ablöste. Heute sind es 500. „Im Winter haben wir um die zehn Geburten jeden Tag.“ An die besonderen Bodenbedingungen der ehemaligen Tagebaue Gebiete musste Pol Kail auch die Rasse der Schafe anpassen. Zuvor hielt er hundert Texelschafe auf dem Hof, sie gaben ein gutes Fleisch. Doch sind sie anspruchsvoll bei der Grasauswahl. „Wir sind auf Ardenner Schafe umgestiegen, das ist eine Rasse, die vom Aussterben bedroht ist. Sie passen sich an die Weideverhältnisse an und können mit viel weniger Gras und Nährstoffen leben.“

Vor fünf Jahren hat Pol Kail diese Umstellung gemacht. Obwohl sie mehr Arbeit mit sich brachte, mehr Absprachen und Regeln, sieht er die Entwicklung positiv. „Es passt gut in unser Konzept. Wir stehen ein bisschen am Pranger, weil wir einen intensiven Milchviehbetrieb haben. Das hier dagegen ist absolut extensiv, gut für die Natur. Daher sehe ich das als Ausgleich für den Betrieb.“ In diesem Jahr hat der Betrieb einige Schwierigkeiten, den Routenplan einzuhalten. Mehr als die paar entlaufenen Schafe, die schnell wieder eingefangen waren, macht Pol Kail die Trockenheit zu schaffen. Das Gras ist trocken, die Wiesen sind karg. „Wir sind schneller als unser Plan.“ Denn die Schafe fressen das wenige Gras schnell weg. „Das ist ein Problem, wir können da nicht viel machen. Wir nehmen die Lämmer jetzt weg, die Herde ist zu groß für die Trockenheit.“

Sein Schäfer sieht das nüchterner. „Besser trockenes Gras als kein Gras“, sagt André Sobula, zuckt die Schultern und lässt seinen Blick wieder über die Schafrücken schweifen. „Im Winter kriegen sie nur Heu, das ist auch trockenes Gras.“ André Sobula betreut für Pol Kail die Schafe. Er trägt ein schwarzes T-Shirt, Arbeitsschuhe, schwarze Arbeitshose, ein

An die besonderen Bodenbedingungen der ehemaligen Tagebaue Gebiete passte Pol Kail die Rasse der Schafe an. Von Texelschafen stieg er auf Ardenner Schafe um

ausgewaschenes Cappie. Um seinen Kopf schwirren Fliegen. Es ist kurz nach acht Uhr am Morgen und er treibt die Schafherde vom Nachtlager über den Lallenger Bierg. Etwa 2 000 Füßchen rascheln im trockenen Gras, hier und da ist ein Mäh zu hören, ein Pfiff des Schäfers. Nur das Moos schimmert noch gelb-grün, doch seine Fäden sind auch trocken. Dazwischen liegen trockene Blätter, trockene Blumenkelche, trockene Äste, vereinzelt blaue Blüten. Einige wenige Zitronenfalter flattern noch aus den Wiesen auf. Ganz leicht wiegt der Wind die Birken. Ab und an ist das ferne Dröhnen eines Flugzeugs zu hören, Kirchenglocken. André treibt seine Hunde weiter und die wiederum die Schafe. Als sie endlich auf die Weiden dürfen, fressen sie alles ab, was ihnen auf dem Weg liegt. Auch einige Ziegen laufen in der Herde mit; sie stellen sich auf die Hinterbeine, um an die Blätter von Büschen und Bäumen heranzukommen, recken ihren ganzen Körper zu den Zweigen nach oben. Um ihren Naturschutzauftrag zu erfüllen, muss die Schafherde einige Ziegen aufnehmen. Sie sorgen für einen gleichmäßigen Kahlschlag der Rasenflächen, damit die Büsche nicht immer buschiger werden, während das Gras zurückgeht.

Gemächlich treibt André Sobula die Herde von einer Wiese zur anderen. 2 014 Füße von Schafen, Hunden und Schäfer überqueren einen asphaltierten Forstweg, laufen mit einem vielstimmigen Klonk, Klonk über die Baumstämme hinweg, die als Begrenzung

dienen. Ein lang gezogenes, tiefes „Koooomm“ ruft er über den Lallenger Bierg. „Koooomm.“ Ab und zu schickt er seine drei Hunde aus, um die Schafe heranzutreiben, die etwas abseits geraten sind. Für ihn ist der Lallenger Bierg ein gutes Gebiet: eine weite Fläche, wenig Büsche und Hecken, in denen sich die Schafe verstecken, fangen und verletzen könnten. „Hier muss man nur rumstehen und ein bisschen gucken.“ Das macht er den ganzen Tag, jeden Arbeitstag. Auf Andrés Pfiff läuft der Hund nach hinten, treibt ein einzelnes Schaf wieder heran, rennt zu André zurück und erwartet hechelnd ein Lob. Das bekommt er auch. Der Hund ist 13 Monate alt und erst seit drei Wochen bei der Herde. Andrés Sohn hat den Welpen in Polen aufgezogen, auf seinem Hof am Fuß des Tatra-Gebirges an der slowakischen Grenze. „Er lernt ganz gut“, sagt André, „ganz schnell.“ André Sobula hat eine ruhige und melodische Stimme, seine Bewegungen sind ruhig und gleichmäßig. Sein ganzes Leben lang hatte André Sobula Schafe um sich, in Polen hat er sie nebenbei gehütet, als Hobby, denn leben konnte er davon nicht. Seit 20 Jahren ist er Schäfer in Luxemburg.

Ab und zu noch ist der Hund etwas übermütig, fällt die Schafe an, anstatt nur neben ihnen laufend den Weg zu weisen. André muss sein Gemüt noch etwas beruhigen. „Das ist wie bei den Menschen, wenn man zu aktiv ist, wird man schnell müde.“ Er hebt die Pfote des Hundes an und zeigt eine kleine Verletzung an der Unterseite. Besonders wenn er die Schafe von einem Gebiet zum anderen treibt, über den Asphalt der Städte, verletzen sie sich leicht. So können sie nicht die ganze Saison durchhalten. „Wenn man ruhig arbeitet, dann hält man länger durch.“ Schon um 9.30 Uhr wird es heiß, die Schafe stecken dort die Köpfe zusammen, wo sie etwas Gras finden. Bis zum Mittag müssen sie die Hitze aushalten. Dann bringt André Sobula die Schafe auf die Nachtfläche, wo sie sich zwei Stunden lang vom Fressen erholen und Wasser trinken. Danach geht es zurück auf die Trockenrasen. Vier Wochen lang ist die Herde hier am Lallenger Bierg, dann zieht sie in das nächste Gebiet. Bis Oktober oder November, sagt André Sobula, bleibe sie in den Tagebaue Gebieten. Im Winter versorgt er die Schafe auf dem Hof. Andrés Familie lebt noch in Polen, er ist allein in Luxemburg, ohne die Arbeit würde er sich allein fühlen, sagt er. Die Schafe sind seine Gesellschaft, auch im Winter. ●

Jessica Hentsch

EXPOSITION

Un engagement exemplaire

C'est Berthe Lutgen elle-même qui nous dit que son travail se présente sous deux aspects, de tendance réaliste quand il se réfère à la femme, d'une entière et illimitée liberté dans les moyens d'expression ailleurs. Pareille dichotomie, touchant aussi bien au sujet qu'à la facture, à la manière, il est possible de la considérer de la façon la plus large, et dans l'exposition actuellement présentée à Neimënster, elle conduira jusqu'à opposer (ou du moins différencier) les deux salles où le visiteur entre à partir de l'agora. Et d'un côté, il y aura en majeure partie, quasi exclusivement, des dessins au crayon et à l'encre de Chine, du noir et du blanc, de l'autre, à suivre l'ordre pris ici, des toiles flambant de couleur et de lumière.

d'éducation artistique. Dans l'exposition, ce côté pédagogique est bien présent, avec la quinzaine de photocopies, sélection à partir d'internet, d'œuvres montrant des femmes prises par les tâches ménagères, elles vont en gros du Moyen-Âge à Picasso et sa *Repasseuse*. Voilà un fort fondement, pour les deux rangées de dessins (crayon et encre de Chine, donc), seize en tout, tous récents, de 2021 et 2022, où Berthe Lutgen refait le coup, avec des femmes d'aujourd'hui, à partir de photographies prises sur leurs lieux de travail. Difficile de conclure que les choses aient changé, une petite lueur d'espoir si l'on veut bien identifier l'une des femmes comme architecte devant son ordinateur.

Pour le reste, avec Berthe Lutgen, on dira que ces travaux-là font quand même fonctionner la société ; la députée de la France insoumise, Rachel Kéké, gouvernante avant, a été plus radicale dans son interpellation à l'Assemblée nationale : « Qui a touché 900 euros ? Mille euros ?... Je suis élue députée, et je découvre un truc horrible. Vous méprisez les métiers essentiels, vous méprisez ceux qui servent la France. »

D'autres dessins témoignent d'autres actes d'injustices, d'autres malheurs. Et d'un coup, dans la deuxième salle, si vous suivez ce parcours, c'est un embrasement, de toiles de plus grande taille, qui presque toutes datent d'une quinzaine ou vingtaine d'années. Cela tient à la prédominance de la couleur rouge, bien sûr, moins accentuée dans des œuvres plus réduites, aux titres quand même signifiants, de *Pastorale*, voire de *Jardin des délices*. On se rappelle Berthe Lutgen, seule femme dans le tableau-environnement d'octobre 68, intitulé *We call it Arden and we live in it*.

Dans ces peintures, dans telles d'entre elles du moins, il est des accents (picturaux) matissiens, cependant, presque toujours, il s'y ouvre comme une fissure, il s'y manifeste comme une menace, interdisant d'y voir quelque représentation (trop) édenique. Plus loin, à part, une toute dernière toile de 2021, du temps du confinement, du *Lockdown* dit son titre : une nature morte s'élevant de la table avec sa coupe de fruits, son vase et ses fleurs, par-delà une étagère et ses plantes, à travers une fenêtre vers un fond de verdure, de feuilles enchevêtrées. Figure majeure de l'histoire de l'art, certes, en nos temps difficiles, repli, refuge, dont on se doute bien quand même que ce n'est pas tout à fait l'affaire de Berthe Lutgen, ni de la femme ni de l'artiste. ●

Lucien Kayser

En deux salles de Neimënster, Berthe Lutgen confronte avec ses revendications féministes, ravit avec des peintures flamboyantes

Un diptyque, dira-t-on, avec ses volets, ou alors les deux versants d'un long investissement citoyen dans l'art. Pour continuer l'image montagnarde, d'une part avec l'âpreté de l'escalade et de l'alpinisme, la lutte dès les années soixante et 70 pour l'égalité des femmes, avec notamment la fondation du Mouvement de libération en 1971, de l'autre, du haut des sommets, à la façon des utopies, le regard sur des vallées riantes, qu'on sait toujours menacées, y compris par l'humain.

Pendant une quinzaine d'années, Berthe Lutgen a été professeure



Lockdown,
toile réalisée
en avril 2021



**Natalie Portman
und Chris
Hemsworth in
Thor: Love and
Thunder**

KINO

Audiovisueller Einheitsbrei

Marc Trappendreher

Nachdem die Regielegende Martin Scorsese 2019 mit der kontroversen Aussage, Marvelfilme seien für ihn kein Kino, für Aufsehen sorgte, öffnete sich auch dem breiten Publikum die Problematik, die manchem Filmkritiker unlängst glasklar war. Mit Blick auf den jüngsten Ableger des Marvel-Cinematic-Universes – allein die Selbstbezeichnung dieses unverhohlenen kommerziellen filmischen Projekts ist die Negation aller künstlerischen Individualität – *Thor: Love and Thunder* unter der Regie des neuseeländischen Regisseurs Taika Waititi scheint das zeitnahe Ende dieser filmischen Fastfood-Kette immer noch nicht absehbar zu sein. Nachdem der Donnergott Thor (Chris Hemsworth) einige Schicksalsschläge hat einstecken müssen, wünscht er sich nichts weiter als seinen inneren Frieden. Er will aus dem Superheldengewerbe aussteigen, doch da taucht der galaktische Göttermörder Gorr (Christian Bale) auf, der auch Thor ins Visier nimmt. Unterstützung erhält Thor ganz unerwartet von seiner einstigen großen Liebe Jane Foster (Natalie Portman), die aufgrund des magischen Götterhammers Mjöllnir selbst zu Superkräften gefunden hat. Gleich vorweg: *Thor: Love and Thunder* ist ein ganz miserabler Film. Die Hauptfiguren, der Donnergott und seine Partnerin Jane Foster sind auch mit ihren bunten Superheldenkostümen so farblos wie Barbie und Ken. Dass Chris Hemsworth mehr mit seiner Muskelmasse zu überzeugen weiß, als mit schauspielerischen Gestaltungsmitteln, fällt in diesem Debakel nicht weiter ins Gewicht. Mit dem Verweis auf ständig brüllende Ziegen ist auch der geistige Horizont von Taika Waititis Film nach rund zehn Minuten abgesteckt. Marvelfilme werden immer unerträglicher, je mehr alberne Bepassung sie präsentieren. Den Marvelschaffenden will diese Erkenntnis nicht recht einleuchten, denn sie stellen keine wirklichen Identifikationsmöglichkeiten bereit.

Um sich dieses Problemfeld besser zu erschließen, genügt der Blick auf andere großangelegte Franchises: James Bond ist, wie Thor auch, ein einziges Zeichenprodukt, kein Mensch; Tom Cruise in *Mission Impossible* oder *Top Gun* ist allemal ein Held, dessen Heldenhaftigkeit in einer eindrucksvollen Flugsimulations-Szene in *Top Gun: Maverick* regelrecht messbar wurde. Diese Erkenntnis ist nahezu selbstverständlich und wirklich nicht neu. In der Folge aber schält sich die superlative Krux heraus, die für die Superheldenfilme aus dem Hause Marvel von besonderer Schärfe ist: Thor der Donnergott ist per se keine wahre Identifikationsfigur, seine Superhelden-Freunde können es ohnehin nicht sein. Diese Superhelden haben allerlei übernatürliche Fähigkeiten, ja untereinander bilden sie einen ganz superben Haufen, die sie vollends in die Sphäre der Superlative heben. Gerne und besonders im amerikanischen Mainstreamkino werden Kräfteverhältnisse gemessen. Etwa durch eine immer neu verhandelte Auflage des David-gegen-Goliath-Mythos, so in der *Harry Potter*-Reihe, die von der allesumfassenden Kraft der Liebe erzählt, die den unscheinbaren Zauberlehrling gegen den finsternen und übermächtigen Lord Voldemort triumphieren

Marvel-Filme werden umso unerträglicher, je mehr alberne Bepassung sie präsentieren

lässt. Trotz mittlerweile 29 Marvelfilmen, darunter vier Einträge in der *Avengers*-Reihe, dem großen Zusammentreffen aller Superhelden, erscheinen einem aber die Besonderheiten dieser Fähigkeiten immer noch ganz diffus. Das, was den Superhelden besonders macht, ihn abgrenzt vom Gewöhnlichen, macht ihn in dieser Clique paradoxerweise wieder ganz ordinär. Seine Fähigkeiten sind demnach beliebig austauschbar, nichtssagend, ebenso wie die Namen der Regisseure dieser Filme. Marvelfilme setzen auf die Negierung des ausgeprägten, singulären Stils zugunsten eines audiovisuellen Einheitsbreis, den man immer wieder vorsetzen kann: Es sind computergenerierte Welten, durch die sich dieser Thor und seine Gefolgschaft bewegen, die wohl bildgewaltig, letztlich aber seelenlos und wenig einprägsam sind.

Der Mensch allerdings hat in alledem nichts mehr verloren, er wird deklassiert zu einem Wesen niedrigerer Rangordnung ohne Recht auf Mitsprache und Selbstbestimmung. Ja, er verschwindet teils gänzlich aus der Handlung, wenn sich wieder der Frage gewidmet werden muss, wie die Welt denn nun am besten zu retten ist. Freilich, dem Identifikationspotenzial, das diese Überhelden zu bieten haben, sind enge Grenzen gesetzt. Das wissen auch die Marvelschaffende von Anfang an. Das allumfassende Novum, das Wundermittel schlechthin, das sie sich gegen diesen Umstand ausgedacht haben, ist die Ironie. Kein Marvelfilm ohne „Marvel-Humor“, stete aufgesetzte Witzeleien und Pointen, die zu einer nervenstrapazierenden, unsäglichen Erwartung werden. Überhaupt sind die Marvel-Dialoge, die Sprache der Superhelden, von einer seelenlosen Dummheit – wie da selbst gestandene Filmkritiker Parallelen zu Shakespeare ziehen können, muss ein Rätsel bleiben.

Wie aber misst man nun diese Superhaftigkeit des Superhelden? Richtig: an seinem Antagonisten. Mit Christian Bale prominent besetzt, wird so versucht Ernsthaftigkeit, Gefahr, Eiseskälte, Herzlosigkeit, kurz all das, was den Bösewicht so richtig böse macht, in einer Figur zu vereinen. Daraus erwächst letztlich eine ganz unausgeglichene Mischung aus

Spaß und Ernst. Marvelfilme scheinen sich nicht recht entscheiden zu können, von was sie denn eigentlich erzählen wollen: Es gibt nie den Triumph des großen noch des einfachen Gefühls bei Marvel. Es gibt nur die distanziert-amüsierte, letztendlich aber leere und indifferente Haltung gegenüber der Handlung, der Figuren, der Ideen. Themenkomplexe, Charakterzüge oder gar -entwicklungen sind nicht ernsthaft auffindbar. Der Marvelgänger sucht etwas anderes in diesen Filmen, er sucht das auf sinnliche Reizüberflutung abzielende Spektakel. Schon bei *Thor* (2011), *Thor: The Dark World* (2013) oder *Thor: Ragnarök* (2018) galt, dass Lärm Logik jederzeit ersetzen kann. *Thor: Love and Thunder* gerät endgültig zur filmischen Banalität, wenn auf einer Theaterbühne zum Amusement schaulustiger Touristen die Geschehnisse aus den vorherigen Filmen zum Kasperletheater erklärt werden. Rückblickend steht da die Erkenntnis, dass der Anspruch, eine kohärente, halbwegs intelligente Geschichte zu erzählen, schon damals definitiv aufgegeben wurde. In der Marvel-Logik der ständigen ironisch-zynischen Selbstüberbietung ist diese vollbewusste, selbstentlarvende Persiflage indes nur folgerichtig. Die postmoderne Ironie der Achtziger- und Neunzigerjahre bezog ihre Kunstfertigkeit gerade aus dem teils subtil, teils ganz unverhohlenem Zitieren anderer Werke – mal qua Subversion, Revision oder Reverenz – in allen Fällen aber stand in ihrem Kern eine Bewusstmachung filmischer Konventionen, filmhistorischer Konstellationen. Das Traditionsbewusstsein der Bewegung ist unumstritten. Die hauptsächlichen Referenzen, die *Thor: Love and Thunder* und Mitangeklagte bemühen, sind jene, die auf die Vorgängerkino und demnach auf das eigene Universum verweisen. Kein filmischer Erkenntnisraum außerhalb der eigens definierten Limitationen.

Gewiss darf Kino Unterhaltung sein, daran sollte nichts auszusetzen sein. Durch die immerwährenden Einträge in das Marvel-Cinematic-Universes kommt das Mainstream-Kino, nicht zuletzt aufgrund seines seriellen, fernsehartigen Charakters zu einem Ort der reinsten Unterforderung. Genau dahin steuern die Marvelfilme, sie degradieren das Kino zu einem Ort, an dem hohle und stumpfsinnige Figuren nur mittels Geistesabwesenheit überhaupt noch zugänglich werden können. In der Folge erleben wir, wie actionbasierte Kinoformeln missbraucht werden, um eine Attraktion der Sinnlosigkeit zu feiern, der sich das Publikum selbst bereitwillig ausliefern will. Es soll nicht übersehen werden, dass Marvelfilme dem Comicheft entnommen sind und mithin einem Medium entstammen, das nicht auf gleichzeitige, kommunale Rezeption ausgelegt ist. Hinter alledem steckt kaum überraschend eine Marketingstrategie, die auf die Risikominimierung und die Profitmaximierung ausgelegt ist. Das ist gegenüber dem Verständnis von Film als Kunst und den Pionierleistungen eines Steven Spielberg oder George Lucas, die mit dem Blockbuster eine neue Form des kommerziellen, aber nicht anspruchslosen Mainstreamkinos fanden, indes nicht nur mutlos, sondern regelrecht verachtenswert. ●

LES COULISSES DE LA MUSIQUE (3)

Cinquante nuances de photo

Romuald Collard



Carl Neyroud ne se dépare ni de ses lunettes, ni de ses appareils photo.

Si vous êtes allés voir, ces dernières années, un concert au Luxembourg, il y a de très grandes chances que vous ayez croisé notre invité du jour dans l'espace réservé aux photographes de presse, le passe accroché au cou et les appareils photo prêts à dégainer à tout moment pour capturer un geste, une attitude, une mimique.

On s'est donné rendez-vous à la Kulturfabrik, un lieu qu'il connaît bien. Quand j'arrive, il est déjà installé, ses lunettes Ray-Ban sur le nez et une boisson à l'aloë vera dans la main. Originaire d'un petit village près de Dijon, Carl Neyroud est quelqu'un de très bonhomme, drôle et attachant. Alors qu'on croit le connaître à force de le voir traîner ses objectifs sur le devant de nombreuses salles de concert, on découvre, en s'asseyant à ses côtés, que le garçon a eu une vie très rock 'n' roll, cinématographique même, par moments.

Il aurait voulu être chanteur et se souvient que, petit, dès qu'il avait un peu d'argent de poche, il filait au magasin s'acheter des disques. « J'ai

découvert dans les émissions de Bernard Lenoir, sur *France Inter*, la pop anglaise et la new wave. À partir de là, c'était clair, je voulais être chanteur... sauf que j'étais nul et que, même faire partie d'un groupe, ça n'a rien donné (rires). En gros, il me restait la photo... » À l'aube de la majorité, tout va s'enclencher : « La photo, j'y viens un peu par hasard. En fait, vers 18 ans, j'ai eu une véritable passion pour les jeux en ligne. J'y jouais le week-end 24 heures sur 24. Évidemment, après un temps, je me suis rendu compte que non seulement c'était chronophage, mais qu'en définitive, je ne faisais rien de ma vie. Et c'est là que le hasard intervient sous la forme d'un partenariat, au boulot, avec la société Nikon. Je me suis acheté un appareil en me disant : « Si ça me plaît, je continue ; si ça ne me plaît pas, c'est pas grave, car l'appareil je ne l'ai pas payé très cher. »

Jamais je ne ferai de photos de concert

« À l'époque, j'habitais la région parisienne, dans les Yvelines, face au château de Rambouillet.

Tous les jours, je m'entraînais à photographier le château, les canards en plein vol, les oiseaux... et les gens à qui je montrais mes tirages (on n'est pas encore à l'époque de Facebook et des réseaux sociaux) commencent à trouver ça pas mal. J'ai ensuite photographié aussi des modèles, pour des associations, souvent dans le milieu LGBT. » Un ami lui conseille de faire des photos de concerts. Il a cette réponse mémorable : « Jamais, au grand jamais, je ne ferai de photos de concert ! Je risque de ne pas profiter pas du concert et j'aime trop la musique pour ça. » Vient alors le concert d'Indochine, la tournée *Paradise +10* au Zénith où Carl arrive à entrer sans accréditation avec son appareil photo. « Je fais des photos. Je les montre ensuite à une amie, fan du groupe, qui me demande si je peux les lui prêter. Le lendemain matin, Nicola Sirkis m'appelle et il me les achète. À partir de là, j'ai bossé un peu avec le groupe sur la tournée *Black City Tour*, puis pour la maison de disques Pias, pour qui j'ai fait des photos d'Editors et d'Interpol. » À ce moment-là, il a le pied à l'étrier, son réseau s'élargit dans le milieu de la musique... Et il est devenu photographe. Il précise : « Tout le monde peut faire des photos, évidemment, mais tout le monde ne peut pas devenir photographe. C'est quand même un métier et les gens l'oublient parfois. C'est un job qui oblige à sortir beaucoup, vraiment beaucoup. Et, comme pour beaucoup de choses, il faut aussi s'entraîner constamment et persévérer. La grande qualité à avoir, c'est le contact humain et rester humble. »

On pourrait écouter Carl raconter des anecdotes pendant des heures avec Indochine, Lana del Rey ou Selah Sue comme protagonistes

Prendre une balle en ex-Yougoslavie

On vient alors à parler de ses premiers jobs et de sa vie « d'avant ». Et là, on découvre une facette dont on n'avait, jusque-là, aucune idée, Carl Neyroud étant plutôt réservé à ce sujet. « Les gens ne le savent pas forcément, mais j'ai une vie hyper bizarre. Par exemple, j'ai pris une balle lors d'un conflit armé. » Il raconte : « On allait souvent en vacances avec ma famille dans le Sud de la France, à Fréjus. Et juste à côté, il y avait le 21^e régiment d'infanterie de marine. Or dans ma famille, pas mal de monde est dans l'armée. Donc, quand est venu le moment du service militaire, après le lycée, je me suis engagé et j'y suis resté cinq ans. Et en 1994, je pars en ex-Yougoslavie, pendant le conflit. Un jour, on se fait tirer dessus et je prends une balle dans la main. J'ai dû avoir recours à la chirurgie par la suite pour refaire les tendons des trois de mes doigts. »

Carl Neyroud est définitivement quelqu'un d'attachant. Sa modestie n'a d'égal que le nombre d'heures qu'il passe à retravailler ses clichés afin que ceux-ci soient parfaits. On pourrait l'écouter nous raconter des anecdotes pendant des heures, comme cette fois, au festival des Vieilles Charrues, lorsque, dans la loge de Lana del Rey, il lui propose de l'épouser. Ou lorsqu'il interviewe la chanteuse Selah Sue et ne peut s'empêcher de l'appeler Sheila. On voit que chaque rencontre le marque et on comprend mieux pourquoi certains artistes sont restés amis avec lui. Lui, il ne les prend pas pour des stars, mais pour des gens normaux, comme lui, comme vous. ●

Playlist

Le premier disque acheté ou reçu ?
(Il éclate de rire) Reçu, c'était Chantal Goya *Le chat botté* ou un truc du genre. Acheté, c'était *Fantastic*, le premier album de Wham! en 1983 et celui de Duran Duran.

La chanson qui te rappelle ton enfance ?
Love is all, de Roger Glover avec le clip animé de l'époque et la grenouille qui joue de la guitare.

La chanson qui te fait pleurer ?
Faith de The Cure.

La chanson qui te donne la pêche ?
Groove is in the heart de Deee-Lite.

La chanson que tu ne peux plus entendre ?
Born to be alive de Patrick Hernandez. Tout ça parce que, à une époque, je faisais des sets DJ et je me souviens d'un soir où un mec éméché a dû me le demander au moins quarante fois sur la soirée. Ça a presque mal fini, car il n'a pas apprécié du tout que je refuse de le passer une 41^e fois (rires).

La chanson que tu as honte d'écouter ?
Même si je n'ai honte de rien, je dirais *Womanizer* de Britney Spears (message caché à Pamela).

ACOUSTIC PICNICS

02. - 28.08
HAARD
DIDDELENG

Kulturell Highlights
op der Haard.

Am Aklang mat der
Natur: ouni Stroum a
fossil Energien.

Ticketen a Picknick
Kuerf mat regionale
Produiten op
opderschmelz.lu

12. - 14.08
Desire Lines
Audiowalk

15.08
Social Gaming

17.08
Wikinger Schach
vum Jugendhaus

18. & 27.08
Spillnomëtten
Fir Kanner an Erwuessener

20.08
The Visit
Danz

21.08
Jemp Schuster &
Claire Parsons
Gesang & Liesung

26. - 28.08
Krunnemécken &
Roland Meyer
Gesang & Liesung

Dessiner le vivant

Loïc Millot



Vue sur l'espace dédié à Charlotte Perriand

Après avoir proposé l'exposition du philosophe Bruno Latour (*Toi et moi on ne vit pas sur la même planète*) au printemps dernier, le Centre Pompidou-Metz poursuit son exploration des problématiques écologiques avec une nouvelle manifestation, intitulée *Mimèsis. Design vivant*. Cette dénomination quelque peu savante renvoie à la notion platonicienne d'imitation. La nature constitue un modèle à mimer, à reproduire ou à recréer numériquement, un réservoir inépuisable de formes qu'il est possible de décliner à l'envi grâce aux moyens technologiques dont nous disposons aujourd'hui. Le vocabulaire qui décrit les œuvres est un brin spécialisé, unifié par une même attention à la *bios*, la vie, en grec. Ainsi parle-t-on de « biomorphisme » pour désigner

une œuvre d'art dont les formes évoquent celles du monde organique ou de « biomimétisme », quand la technique imite un processus mis en œuvre par la nature. Enfin, la « biofabrication » renvoie à un secteur de l'industrie axé sur l'étude et la fabrication de systèmes vivants. Le design n'est donc pas compris ici comme un art appliqué qui se satisfait de ravir nos yeux. Dès lors qu'ils ont pleinement intégré les défis écologiques qui se posent à notre siècle, les designers se mettent au service de la conservation du vivant et d'un monde écoresponsable.

Reprenant certaines pièces de l'exposition *Imprimer le monde* qui s'est tenue en 2017 à Paris, la plupart des œuvres présentées proviennent des

collections du Centre Pompidou. Le parcours de l'exposition messine débute par l'œuvre monumentale, à taille humaine, conçue par deux architectes allemands, Michael Hansmeyer et Benjamin Dillenburger : une véritable grotte imprimée en 3D en sable de silice, dont les formes ont été générées par des algorithmes (*Grotto II*), à l'image du processus de division des cellules dans l'organisme. Non loin de cette fabuleuse caverne sont réunies trois sculptures zoomorphiques de l'ensemble *Imaginary Beings : Mythologies of the Not Yet*. Imaginées d'après le *Livre des êtres imaginaires* (1957) de Jorge Luis Borges, ces créatures aquatiques sont signées de l'architecte israélienne Neri Oxman, qui a fondé sa propre agence après avoir dirigé un laboratoire de recherche au Mas-

sachusetts Institute of Technology. Autre curiosité figurant à proximité : la très épurée *Corolised Chair* (2012) du designer britannique Ross Lovegrove, dont la « corolisation » fait référence à l'évolution du calcium des coraux dans l'océan.

À côté de ces créations récentes, qui permettent d'entrevoir l'art de demain, d'autres objets emblématiques sont présentés : la chaise longue conçue par Charles (1907-1978) et Ray Eames (1912-1988) en acier et en fibre de verre à l'occasion d'un concours international de design initié par le Museum of Modern Art de New York. Dans l'héritage de *La chaise* (1948) du couple Eames s'inscrivent aussi bien le prototype du Bone Chair (2006) de Joris Laarman, dont l'ergonomie a été pensée à partir de la croissance des os du squelette, que les travaux d'Aurélië Hoegy qui renouent avec la production artisanale. Pour *Wild Fiber Duchess* (2020) par exemple, la jeune femme a recouru à la moelle de rotin, une variété de liane endémique des forêts indonésiennes.

Autre retour aux sources avec Charlotte Perriand (1903-1999), qui adhère en 1929 à l'Union des artistes modernes après avoir exercé dans l'atelier de Le Corbusier. Tout un espace est dédié à son séjour au Japon, où elle rencontre des artisans du mouvement Mingei et produit des œuvres conciliant traditions asiatique et occidentale. Autre figure pionnière du design organique : le Finlandais Alvar Aalto (1898-1976), qui allie esthétique épurée et inspiration humaniste en vue de promouvoir une relation harmonieuse entre la nature et l'habitat. Aux côtés de sa femme Aino, il promeut l'usage exclusif de matériaux naturels (hêtre, bouleau, tremble) conjugués à de nouvelles techniques – le contreplaqué cintré, le lamellé-collé.

D'autres personnalités attachantes du vingtième siècle ont été réunies pour redonner vie au principe transdisciplinaire qui prévalait parmi les cabinets de curiosité de la Renaissance. Des photographies de Man Ray (1890-1976) et de Brassai (1899-1984) côtoient celles du père de la Nouvelle Objectivité, Albert Renger-Patzsch (1897-1966), mais aussi de Jean Painlevé (1902-1989), dont le travail se situe à la frontière de la biologie, du documentaire scientifique, du surréalisme, et auquel

Pleinement conscients des défis écologiques, les designers se mettent au service d'un monde écoresponsable et de la conservation du vivant

le Jeu de Paume consacre actuellement une vaste exposition (*Jean Painlevé, les pieds dans l'eau*). Ses réalisations, telles que *La Pieuvre* (1928), *Le Vampire* (1945) ou *L'Hippocampe* (1934), dont une très belle épreuve de buste figure dans l'exposition, font aujourd'hui partie de la mémoire du cinéma scientifique.

Plus près de nous, des designers de renom sont mis à l'honneur. C'est le cas, parmi d'autres, des frères Ronan et Erwan Bouroullec, auxquels le Centre Pompidou-Metz avait déjà rendu hommage en 2011. Outre leur panneau décoratif modulable à la façon des algues, toute une section leur est offerte pour nous proposer des visions urbaines poétiques sous forme de maquettes (*Rêveries urbaines*). À la croisée des arts, de l'industrie et de la recherche scientifique, le design s'affirme résolument comme un mode d'être, prolongeant les efforts effectués dans d'autres domaines pour rendre notre monde vivable et pérenne. ●

Exposition *Mimèsis. Design vivant*, jusqu'au 6 février 2023, Centre Pompidou-Metz

d'Lëtzeburger Land, régie publicitaire

... Et votre annonce fait

Contact :

Zoubida Belgacem
+352 48 57 57 32
zbelgacem@land.lu

Syndicat Intercommunal de
Dépollution des Eaux résiduaires
du Nord (SIDEN)

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Fournitures

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 28.09.2022
Heure : 10.00 heures

Lieu :
L'ouverture de la soumission aura lieu
dans la salle des soumissions affichée
à la réception du bâtiment adminis-
tratif du SIDEN, à Bleesbruck, L-9359
Bettendorf.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
U7014-22 Fourniture et mise en service
d'un camion-grue avec bras de levage
pour conteneurs

Description succincte du marché :

– U7014-22 Fourniture d'un camion-
grue avec bras de levage pour conte-
neurs pour les besoins de la Division
de Maintenance et de Fonctionne-
ment (DMF) – Service du charroi

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des
charges :
Sous peine de nullité, les documents de
soumission sont à télécharger sur le Por-
tail des marchés publics (www.pmp.lu).

Section VI : Renseignements
complémentaires

Autres informations :
La fourniture est prévue pour au plus
tard fin décembre 2024.

Réception des offres :
Conformément à la législation et à la
réglementation sur les marchés publics,
la remise et l'ouverture électronique des
offres est obligatoire pour ce marché.
Sous peine d'exclusion, les offres doivent
être déposées sur le Portail des marchés
publics (www.pmp.lu), avant les dates et
heures fixées pour l'ouverture. Les offres
sous forme de papier ne seront pas
acceptées.

Date d'envoi de l'avis au Journal
officiel de l'U.E. :

11.08.2022

La version intégrale de l'avis
n° 2201693 peut être consultée
sur www.marches-publics.lu

Le bureau du SIDEN :
Ali Kaes, président ;
Claude Thill, 1^{er} vice-président ;
Fernand Mergen, 2^{ème} vice-président ;
Henri Rinnen, membre ;
Romain Schroeder, membre

AU CHÂTEAU DE PRINZENDORF

Des orgies et mystères, sans Nitsch

Lucien Kayser

Hermann Nitsch est mort le lundi de Pâques dernier, deux journées de son *6-Tage-Spiel* ont attesté la pérennité de l’opus magnum

Une légère appréhension, partagée sans doute par toutes et tous se retrouvant en Basse Autriche, dans le Weinviertel, telle qu’elle s’est exprimée dans un entretien avec l’hebdomadaire viennois *Der Falter* de celle qui par la voie du journalisme s’est faite actrice chez Nitsch, Judith Weissenböck ; elle l’a parfaitement admise pour la rejeter aussitôt : « Er ist da !... Sie habe sich ein bisschen gefürchtet, aber die Präsenz des Künstlers, der so viele Menschen um sich geschart hat, bestehe fort. Immer wieder würden auch Tränen fließen. »

Hermann Nitsch est mort le lundi de Pâques dernier, à l’hôpital de Mistelbach. Très éprouvé par son intervention à Bayreuth, l’été dernier, mais soyons sûrs qu’il l’a vécue comme une consécration. Les toiles, *Schüttbilder*, réalisées au Festspielhaus ont déjà trouvé leur place dans les musées ; elles y ont rejoint tant d’œuvres de l’actionniste. Il restait, il reste la question de l’avenir du *6-Tage-Spiel*, pour lui l’aboutissement de son travail, une fois le créateur disparu. C’est toujours délicat, compliqué, quand l’œuvre a un lien si fort. C’était

Au bout des cérémonies, une vision et un esprit, submergés et assoiffés, du mystère de l’être, seul sujet de l’art de Nitsch

le cas de Beuys, et dernièrement la journaliste du *Monde* se demandait pour Pina Bausch comment perpétrer l’œuvre sans la dénaturer. Sa réponse donnée dans le titre : *La danse de Pina Bausch se transmet de corps en corps*, vaut pour Nitsch, à côté des œuvres plus traditionnelles comme les toiles, les dessins, voire les écrits.

Témoins ces deux journées dans l’enceinte du château de Prinzendorf, avec plus de cent musiciens, une partition revue depuis la première représentation en 1998, et pour commencer un bruissement pareil au mi bémol majeur de la *Tétralogie*, tenu plus longtemps encore, auquel fera contraste très vif, le moment venu, l’entrain d’une fanfare tchèque ; avec une soixantaine d’actrices et d’acteurs, pour les scènes de crucifixion, les moments de forte intensité où ils fouillent les entrailles des animaux morts, ceux d’exubérance enjouée quand il s’agit de mêlées de rugby au milieu de fruits et légumes écrasés. On voit, Nitsch couvre très large, des mythologies et des religions au sport, dans des cérémonies réglées et aujourd’hui fixées dans une deuxième édition, de plus de sept cents pages, de la partition.

Des gestes, des pratiques, à tels moments d’un rite qui s’inscrit dans la durée de la course du soleil, du lever au coucher, quittent la cour du château, les étables muées en salles d’exposition, l’ample grenier, atelier où se déploient les fastes de sang et de couleur rouge. Une procession traverse les champs alentour, fait halte à l’une des caves à vin qui font toute une rue dans les villages. C’est dire qu’en plus de l’organisation du déroulement artistique, il faut que l’intendance suive, qu’il y ait à manger et à boire pour tout ce monde réuni dans ce qui s’apparente tantôt à de la liturgie tantôt à une fête champêtre.

Hermann Nitsch qui repose dans le parc doit beaucoup aux deux femmes qui se sont suivies dans sa

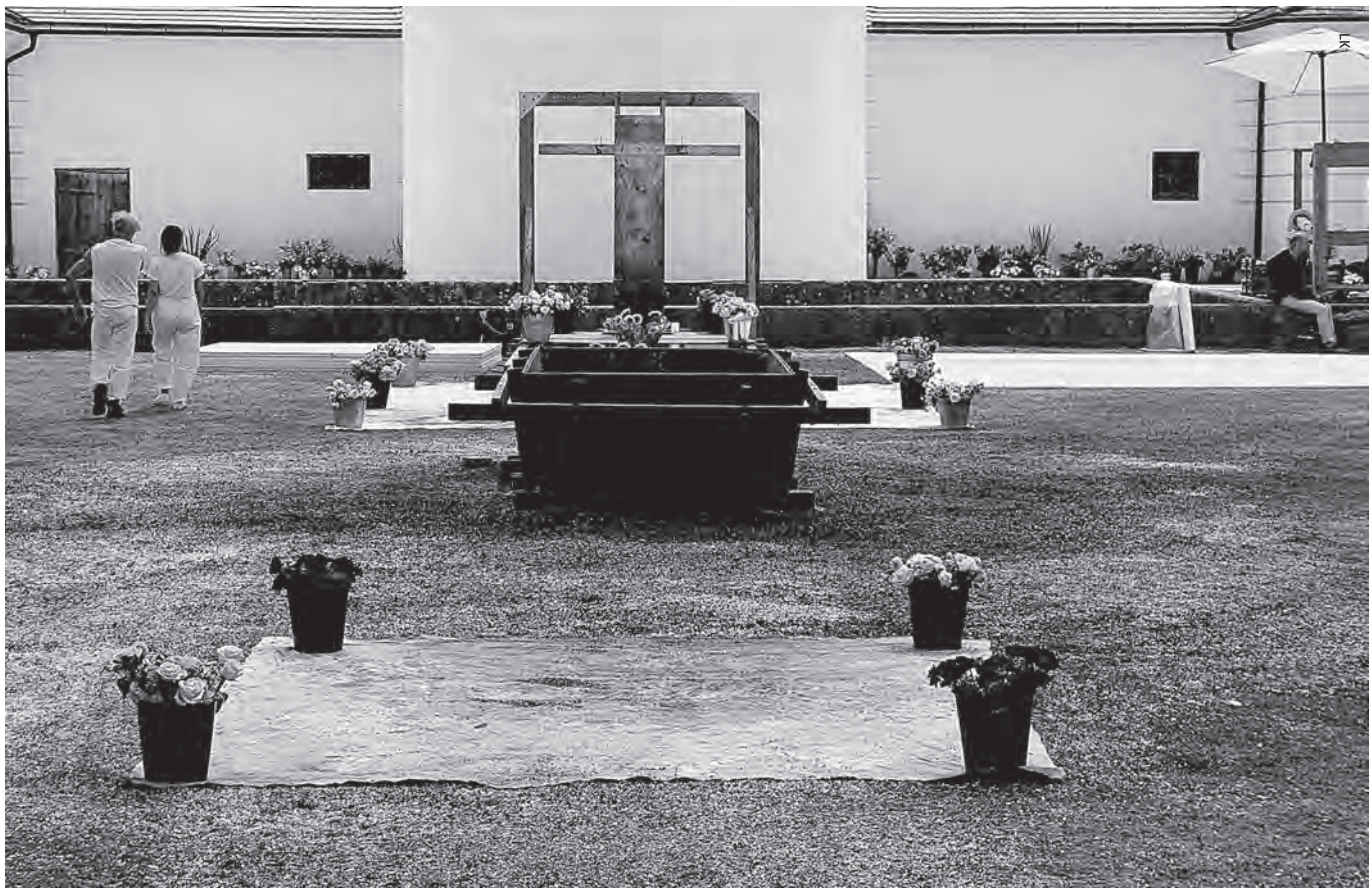
vie. Avec sa première épouse, Beate, il a acheté le château, en état délabré, qui avait appartenu à un ordre religieux ; elle est décédée dans un accident. En 1988, Nitsch a épousé Rita Leitenbor qui depuis s’avère, pour reprendre l’expression pour George Sand, la bonne dame de Prinzendorf ; et sur elle a encore reposé, avec le fils adoptif Leo Kopp, les assistants de 1998 Frank Gassner et Josef Smutny ainsi que le chef Andrea Cusumano, la reprise qui

devrait être poursuivie dans les années à venir pour reprendre en entier le *6-Tage-Spiel*.

Il n’est pas de manifestation, de spectacle qui mérite plus le nom de *Gesamtkunstwerk*. Le cadre y est, véritable écrin posé dans un paysage qui ne peut que ravir, et puis toutes les disciplines sont mises à contribution, tous les sens des acteurs et des participants, inutile de mobiliser encore Bau-

delaire, et peut-être que jamais non plus la musique et le peinture n’y furent aussi présentes. Par terre, contre une façade, les toiles prennent vie, les mains y versent la couleur, pétrissent la pâte, les pieds y laissent leurs traces. Au bout des cérémonies, des parades, les oreilles bruissant de sonorité, une vision, un esprit, les deux paradoxalement submergés et assoiffés, du mystère de l’être, seul sujet de l’art de Nitsch. ●

Un être manque... mais d'un coup le château sera repris dans la féerie



BANDE DESSINÉE

Entre teen movie et récit d’espionnage

Pablo Chimienti

Les éditions Casterman sortent, ce mercredi 17 août, la version française du premier roman graphique de Sophia Glock, *Passeport*. Un récit biographique étonnant d’une jeune fille Américaine qui a grandi dans différents pays d’Amérique centrale au rythme des mutations de ses parents on ne peut plus secrets.

Il n’est pas rare de lire une bande dessinée qui commence par une introduction ou une préface. Il est par contre étonnant de lire un roman graphique qui commence par une annonce comme celle-ci. « Les faits, points de vue et analyses exprimés dans cet ouvrage n’engagent que l’auteur et ne reflète ni la position ni l’opinion officielles du gouvernement des États-Unis d’Amérique. Rien dans ces pages ne saurait être interprété comme l’expression de l’approbation ou du soutien du gouvernement des États-Unis envers les idées de l’auteur ». Wow ! De quoi s’agit-il ? Une enquête exclusive sur l’assassinat de Kennedy ? Des révélations fracassantes sur le 11 Septembre ? De nouvelles informations sur l’implication de Donald Trump dans l’assaut du Capitole ?

Rien de tout cela dans le premier album de Sophia Glock, dessinatrice régulièrement publiée dans le *New Yorker*, *Buzzfeed* ou encore *Time out New York*. Bien au contraire, la jeune autrice ne raconte rien d’autre que son histoire, l’histoire de son adolescence. Autrement dit, ses années de lycée. Celles des révoltes adolescentes, des premières sorties, des premières amours... le tout entrecoupé par quelques heures de cours, quelques devoirs et quelques punitions imposées par ces imbéciles de parents ou de professeurs. Sophia est une jeune fille tout ce qu’il y a de plus normal. Certes, elle se démarque un peu par sa grande taille, mais pour le reste, c’est une adolescente standard. Elle est un peu timide, mais qui arrive à se faire des amis ; plutôt bonne en classe, pas spécialement jolie, donc pas détestée

par les autres filles, ni spécialement laide, ce qui aide à se faire apprécier par les garçons.

Une adolescence sans histoire on a presque envie de dire. On ne peut pas vraiment en dire autant de sa famille et tout particulièrement de ses parents. « Je déménage souvent »,

nous dit Sophia dès la première case du récit, « Quand on me demande pourquoi... Je ne sais jamais quoi répondre. Je n’ai jamais vécu assez longtemps quelque part pour m’en réclamer ». L’autrice donnera à ses lecteurs quelques autres informations, vagues, elle est née aux États-Unis, elle possède le passeport bleu de la première puissance mondiale et elle vit en Amérique centrale. Une région quelle dessine vallonnée et verdoyante. Dans quel pays, dans quelle ville se déroule l’histoire ? On ne le saura jamais vraiment.

L’autrice reste volontairement imprécise sur ce point, ce n’est pas le sujet. De toute façon la jeune fille a déjà vécu dans neuf appartements, fréquenté huit écoles, connu sept uniformes et cela dans six pays différents. Ce qui n’est pas sans soulever quelques interrogations : « Si je ne suis pas d’ici, qu’est-ce que je fais là ? » demande-t-elle de manière rhétorique. Elle poursuit : « J’habite ici parce que mes parents ont été mutés. Même si je ne sais pas trop ce que ça veut dire ». Quand on lui demande d’où elle vient, elle répond simplement « D’Amérique », et si on lui demande ce que fait son père elle répond : « Et le tien, il fait quoi ? » et si quelqu’un pose trop de questions, elle change de sujet. Un réflexe quelle tient de ses parents.

Certes, la violence endémique de certains pays d’Amérique centrale pourrait expliquer à elle seule cette méfiance. Elle pourrait expliquer aussi le refus parental quand Sophia demande d’aller au lycée à pied ou que toute la famille vive toujours dans des maisons barricadées, avec agents de sécurité armés, des hauts murs, des barbelés, une panic room ou encore des grilles anti-viol. Car il est rapidement évident que les parents de Sophia cachent quelque chose. Voire plusieurs choses ! Leurs métiers, les raisons de leurs nombreux déménagements, le détachement qu’ils maintiennent vis-à-vis des pays où ils résident ou de leurs populations, etc.

Un récit bien rythmé, accompagné par un dessin au crayon et aux aplats de couleurs qui isolent les personnages

Tout au long des 312 pages de ce *Passeport*, l’auteur racontera son histoire, ses copines, son apprentissage, à la dure, de l’espagnol, ses craintes d’adolescente, ses premiers émois, ses expériences, ses relations avec la jeunesse dorée du pays, ses déceptions... mais aussi cette progressive et lente découverte des secrets de ses parents. Le tout avec toujours ce pays, indéfini mais possiblement hostile, en toile de fond.

Rien de révolutionnaire dans tout ça, mais un récit bien mené, bien rythmé, bien développé, accompagné par un dessin au crayon et aux aplats de couleur qui isolent la plupart du temps les personnages dans leurs propres récits. Un style simple mais qui n’empêche pas l’auteur de donner beaucoup d’expressivité aux visages des personnages ou de se faire plaisir ci et là en dessinant de beaux décors aux détails bien fournis.

Un ensemble de qualités qui font de ce *Passeport* un album agréable à lire et relire. ●

Passeport, de Sophia Glock. Casterman



L'envol de Madame Yoko

Patrick Jacquemot

Devenir un papillon de nuit n'est pas une mince affaire. Il faut passer du stade de chenille à celui de chrysalide avant de casser son enveloppe pour, enfin, pouvoir battre des ailes. Pour Ian Lejeune, cette mue aura pris... 26 ans. Le temps de trouver son alter-ego drag-queen tout en fard et strass. Un double perché

sur talons hauts, moulé dans une robe longue, attiré par les lumières. Madame Yoko est ainsi née par un soir de printemps. « Le 16 avril 2016 ! », aime à se souvenir le trentenaire qui a maintenant choisi de se poser à Redange-sur-Attert où il a ouvert son cabaret-restaurant, le Barnum, avec son compagnon Alex.

« Quand on a visité cette ancienne brasserie il y a trois ans, c'est l'escalier qui descend du grenier qui nous a fait tilt. » Un escalier qui mène aujourd'hui des loges à une petite scène. « Quelques marches en contrebas et c'est une nouvelle vie qui commence. » Ainsi régulièrement, le public se presse pour assister



Quand il n'est pas Madame Yoko, Ian Lejeune gère le cabaret et restaurant Le Barnum

aux dîners-concerts organisés autour de Madame Yoko et de ses copines de micro : Sweety bonbon, Ladiva, Leona Winter, Séraphine Mirage, Diana Payne, l'affiche varie au gré des lunes.

Après ces six années de « cohabitation », Ian a appris à céder aux caprices de sa jumelle drag, « une vraie fashionista, celle-là. Elle doit bien posséder une bonne centaine de tenues de soirée, une cinquantaine d'escarpins, des perruques, des bijoux. Tout pour attirer les regards, les sourires, les flatteries. Elle joue de sa forme de séduction à elle ». Un temps d'union libre qui a également été mis à profit « pour professionnaliser » les apparitions de la belle Asiatique. Sa garde-robe est montée en gamme, des cours de chant sont venus assurer sa voix, le make-up a gagné en efficacité. « Aujourd'hui, Madame Yoko est devenue un métier sérieux alors que lorsque je me suis habillée pour la première fois en Lady Sushi pour un club à Bruxelles, c'était plus pour le fun. »

Rien de curieux à jouer avec les codes de la séduction dans l'esprit de Ian Lejeune ; juste une extravagance assumée. Sous les spots du Barnum, le show l'emporte sur toute autre considération. « Le cliché le plus insupportable sur les artistes transformistes reste de croire que chacun serait systématiquement en transition vers un changement de sexe inévitable. Archifaux : j'aime le garçon que je suis au quotidien autant que la femme que je peux devenir de façon plus éphémère. Pourquoi choisir ? Cela doit être terrrrrrrriiible-ment triste de n'avoir qu'une seule identité! »

Au passage, un arc-en-ciel de satisfaction se glisse dans la conversation : « Ni moi ni les autres artistes présent(e)s sur scène ne sont regardé(e)s comme des curiosités que l'on viendrait apercevoir par le petit trou de la serrure. On n'est pas des dévouées d'âmes, ni des freaks ! Juste des drags qui assurent le spectacle ». C'est donc bien pour l'art du cabaret burlesque que les spectateurs prennent place ici. « Seuls le jeu, la qualité de nos voix ou celle de nos interprétations comptent. Être LGBTQ, hétéro ou que sais-je n'a rien à voir là-dedans. Finalement, le fait de se déguiser

c'est la base même du divertissement. Dès l'antiquité les hommes se grimaient en femmes pour le théâtre. Pas de militantisme là-dedans ou de provocation, juste la volonté de partager un moment hors réalité.» L'origine du mot drag viendrait même de ces acteurs shakespeariens qui étaient « Dressed As A Girl ».

Avec ce sérieux, il faut une heure à Ian Lejeune pour se métamorphoser en Madame Yokô. « C'est quand je mets mes faux-cils que le dédicé s'opère. Je passe alors de l'un à l'autre ». Avec le temps, il a toutefois vu son personnage de belle Tonkinoise changer, gagner en confiance, en spontanéité, en poses plus élégantes. À l'en croire, même le choix des chansons interprétées a pris du sens. « Il y a encore quelques refrains entêtants de *schlager* (ndlr : variété germanique) pour ambiancier, mais mon répertoire pioche bien plus dans des chansons qui reflètent une partie de mon être, de ma personnalité. » Des refrains qui, si on les écoute avec soin, en disent long sur le parcours de ce vibron. Gamin né au Vietnam, adopté à l'âge de trois ans par une famille belge, « gay assumé » à l'adolescence et dont l'inaccessibilité étoilée consisterait, un jour, à travailler dans la haute-couture. Une mue de plus en somme.

En attendant, dans son cocon luxembourgeois, l'artiste-chef d'entreprise soigne l'accueil de sa clientèle autant que le décor du Barnum. Un bric-à-brac soigneusement orchestré où prennent place voitures d'enfant pendues au plafond, lustres éclatants, théières d'antan posées en vitrine et autres roses fanées posées au coin du zinc. Une atmosphère rétro où le noir (chic), le rouge (provoc) et le doré (classieux) viennent aussi donner à ce « cabaret des champs » tous les codes du music-hall des villes. « Mais tout ça, vous ne le voyez plus quand le spectacle commence. À partir de cet instant, vous en voyez de toutes les couleurs et passez par toutes les émotions. Et cela juste en un claquement de doigt, une note, un clin d'œil, un mouvement de tissus. » Un battement d'ailes en somme qui suffit à transformer Ian et compagnie en une joyeuse bande de papillons de nuit. ●

Stil

L'ENDROIT



Formaticus

On oublie souvent que le mot fromage est une déformation du bas latin caseus formaticus qui signifiait « moulé dans une forme », l'italien formaggio s'en souvient alors que le français a gardé Fourme. D'autres langues ont préféré les dérivés de caseus qui a donné caséine en français, mais aussi cheese, queso, kaase et kâse. Choisir Formaticus comme nom pour une boutique qui vend

du fromage ne doit donc rien au hasard. L'emplacement est aussi une affaire historique : le magasin est situé à Bettembourg, à la Celula. L'ancienne laiterie, dont le nom est l'acronyme de Centrale luxembourgeoise du lait date de 1930. Le bâtiment de style Bauhaus a vu une production de fromage et de beurre, avant une fusion avec Laduno (Laiterie du nord) pour devenir Luxlait puis l'arrêt de la production à Bettembourg en 1980. Le bâtiment a été réhabilité il y a vingt ans et depuis quelques mois, Ludivine et Sonia y ont ouvert un écran entièrement dédié à la vente de fromages et de produits d'épicerie qui s'y rattachent. Un « bar à cheese » est également proposé pour déguster un assortiment de fromages autour d'un verre.

Les deux dames, expertes et passionnées, dénichent des fromages d'exception en France et ailleurs (le shropshire, proche du stilton est une découverte recommandable) en privilégiant la fabrication fermière au lait cru et les méthodes traditionnelles. L'affinage dans les caves permet aux fromages d'exprimer pleinement leurs arômes. Des plateaux peuvent aussi être proposés pour des événements (photo : fc) et des dégustations thématiques sont régulièrement organisées. fc

LE SPORT

Disc Golf

La légende raconte que, pour se détendre, les étudiants de Yale et de Dartmouth se lançaient des

moules à tarte venant de la Frisbie Pie Cie. On est dans les années quarante et progressivement de nouveaux matériaux vont transformer les *flying saucers* et diverses disciplines plus ou moins codifiées vont faire leur apparition. Les États-Unis sont les premiers à créer les parcours de disc golf, vers 1975. Le sport fera des émules un peu partout, y compris au Luxembourg. Comme son nom l'indique, le disc golf



mélange deux monde assez éloignés l'un de l'autre, celui du golf plutôt guindé, pratiqué par des vieux hommes blancs et celui de l'ultimale frisbee, collectif, jeune et dynamique. Il s'agit d'un parcours de paniers disséminés sur un terrain ou dans la nature où il faut faire entrer le frisbee en un minimum de coups. Les termes du golf ont été transposés : on parle ainsi de *drive* pour un coup lointain et de *put* quand le joueur se trouve à proximité du panier. À chaque trou, le panier est positionné à une distance différente, en général un peu plus de cent m. Non loin du château de Bourglinster, le plus ancien parcours du pays a été installé en 2015. Le DiscGolfPark de Dudelange (seulement quatre paniers, idéal pour la découverte) et le Parc Belval ont suivi. Sur discgolf.lu, on trouvera le détail des règles et les dates d'entraînement du club. *fc*

L'ENDROIT

Deli Koreana

La proposition est éphémère puisque, dès le 21 août, Kim Unsil et son Deli Koreana devront plier bagage. Mais pouvoir profiter quelques semaines d'une cuisine coréenne, c'est déjà pas mal dans un paysage particulièrement pauvre en la matière. Le kiosque a été mis à disposition par la Ville de Luxembourg dans le cadre du réaménagement de la place de France à Belair (photo : Sven Becker). Un rêve se concrétise pour celle qui est arrivée au Luxembourg en 2015 et qui proposait déjà des cours de cuisine coréenne et un service traiteur pour des événements privés. Au



menu de la gargote, quelques plats emblématiques : poulet frit, bœuf bulgogi, gimbab, japchae, avec une dose de kimchi et de riz. Le kiosque n'est ouvert qu'au moment des repas (du mardi au samedi entre 12h et 14h et de 18h à 20h et le lundi uniquement au déjeuner) et vu le succès, il est préférable de réserver son plat. Pour Kim, c'est une étape décisive précédant, espère-t-elle, un « vrai » restaurant. Elle a été à bonne école puisque sa mère gérait un restaurant en Corée du Sud et qu'elle a une formation en hôtellerie. [fc](#)

Les livres des **Editions d'Lëtzebuenger Land**
En vente en librairie et sur **www.land.lu**

